

Inhalt/Sommario

editorial		2
Bolzano, il posto giusto per un'università multiculturale	<i>Marianella Selavi</i>	3
Universitätsgründung und Organisationsstrukturen: Selbstverantwortung und Gesamtverantwortung	<i>Markus Costazza</i>	6
Bozano e l'università, una storia lunga vent'anni	<i>Paolo Prodi</i>	13
Die zweisprachige Universität Freiburg in der Schweiz	<i>Walter Müller</i>	17
Welche Universität wollen wir? Beitrag der Uni-Kommission der SH/ASUS	<i>Klaus Pancheri</i>	21
Diskussion zur Universität in Südtirol Discussione sull'università in Alto Adige		24
Die pädagogische Hochschule, ein Steffkind der künftigen Universität in Südtirol?	<i>Siegfried Baur</i>	31
Für eine echte Universität	<i>Christina Kury</i>	37
„Universitas Brixinensis“	<i>Sepp Kufstatscher</i>	38
Liam y forum per i ladins – Ein Bezugspunkt für die ladinische Kultur – Un riferimento per la cultura ladina	<i>Roland Verra</i>	39
Die SH-Umfrage zur Universität in Südtirol	<i>Eva Lindenmaier</i>	41
Stellungnahme für eine Universität in Bozen	<i>Brigitte Mazohl-Wallnig</i>	43
Eine Alternative ² für ein Institut zur Friedens- und Autonomieforschung	<i>David Augscheller</i>	44
Frauen (-Forschung) an der Uni: Worum geht es?	<i>Claudia von Werlhof</i>	46
Per l'università in Alto Adige	<i>Alma Zanfrà</i>	49

SH/ASUS intern

Wahrheit Macht Frei	50
Unterschriften für die Studientitelanerkennung	51
Firme per il riconoscimento del titolo	51
„Führerwein“	52
Foto- und Zeichen-Wettbewerb/Concorso per fotografie e disegni	53
Erhöhung der Stipendien/Aumento delle borse di studio	53
Neues Vorstandskollektiv/Il nuovo direttivo	54
MaunantInnenberatung/Consulenza per maturandi/e	54
Pressefreiheit im Zeitalter Berlusconi?	55
Pathos-Psychose-Pathologie	55
Quale informazione nell'epoca di Berlusconi?	56
Tre anni di guerra nel silenzio dell'Europa, Abdulah Sidran a Bolzano	57

Bildnachweis/Bimmagini:

S. 4: aus "faz".

S. 5: aus "Lachende Kamera", Reich Verlag, Luzern 1977

S. 11: aus "Freitag".

S. 13: aus "Il Manifesto".

S. 16: aus "Lachende Kamera".

S. 18: aus "Il Manifesto".

S. 22: aus "Disney's Magisches Auge", Schneider Verlag, München 1994.

S. 24: aus "Il Manifesto".

S. 27: aus "Il Manifesto".

S. 29: aus "Il Manifesto".

S. 31: Angelika Unterholzner.

S. 33: aus "Freitag".

S. 35: Antonio Turok.

S. 36: Angelika Unterholzner.

S. 39: aus "Il Manifesto".

S. 43: aus "Lachende Kamera".

S. 46: aus "Il Manifesto".

S. 51: aus "faz".

S. 52: aus "Il Mattino dell'Alto Adige".

S. 53: aus "Il Manifesto".

S. 54: aus "Die Zeit".

S. 56: aus "Il Manifesto".

S. 57: Danilo Krstanovic aus "Morire per Sarajevo", Piero Del Giudice, Edizioni e, Trieste, 1994.

Als wir von der Uni-Kommission der SH/ASUS vom 14.-16.12.94 eine zweisprachige Vortragsreihe mit anschließender Podiumsdiskussion zum Thema „Universität in Südtirol“ veranstalteten – die in diesem Skolast vollständig dokumentiert sind –, ahnten wir noch nicht, in welchem rasantem Tempo Bewegung in die seit so langem festgefahrene Uni-Diskussion kommen würde.

Die Südtiroler Landesregierung titelt plötzlich in ihrer Monatszeitschrift vom März 1995: „Südtirol besucht eine Universität“. Daß hier nicht von „universitären Strukturen“ oder von „Hochschulen“ gesprochen wird, ist schon ein Schritt. Und diese Universität soll sogar vier Fakultäten und eine internationale Ausrichtung haben. Überall im März spricht sich kurioserweise die SH-Gruppe Innsbruck in der Presse gegen eine Universität in Südtirol aus, u.a. da Universitäten „erstarrte Lernstätten“ seien und nicht als „intellektuelle Orte“ geeignet seien. So einige – nicht nur Arnold Tribus – verstehen die Welt nicht mehr: die SH gegen und Duanwalder für eine Universität in Südtirol?

Natürlich haben sich die Positionen nicht ganz so verdreht ... Die Uni-Kommission der Südtiroler HochschülerInnenenschaft/ASUS teilt die Innsbrucker Einschätzung von Universitäten nicht; und das als Alternative vorgeschlagene Forschungszentrum erscheint uns ziemlich eitär – außerdem haben wir in Südtirol schon die Europäische Akademie ... Wir wollen weiterhin eine Universität in Südtirol, womit wir wohl die Mehrheit der Südtiroler Studierenden vertreten: Laut unserer in diesem Skolast veröffentlichten Umfrage befürworten rund 60% eine Universität in Südtirol. Insofern begrüßen wir die neue Entwicklung in der Südtiroler Politik.

Aber – und hier treffen sich unsere Bedenken mit denen der Innsbrucker – die zukünftige Universität darf nicht zu einer weiteren Provinzialisierung Südtirols beitragen. Sie muß auch für Personen außerhalb Südtirols attraktiv sein, sie muß eine Mindestgröße haben, bei der zu errichtenden pädagogischen Fakultät sollten neue und der mehrsprachigen Situation angemessene Wege beschritten werden ... Dieser Skolast enthält viele interessante Beiträge mit Vorschlägen für die Universität – und hoffentlich wird er eine öffentliche Diskussion zu diesen Themen auslösen. Auf einen Punkt

möchten wir jedoch noch kurz eingehen: Alle, auch die Landesregierung, wünschen sich eine „mehrsprachige“ und „international ausgerichtete“ Universität. Aber wenn sich die „Internationalität“ der zukünftigen Universität in einer Zusammenarbeit mit Österreich erschöpfen wird und wenn die „Mehrsprachigkeit“ durch die Südtiroler deutsch-italienische Bipolarität (mit der Nische für die LadinerInnen) repräsentiert sein wird, dann wird diese Universität der Südtiroler Gesellschaft keinen frischen Wind, keine Öffnung bringen. Im Gegenteil, wahrscheinlich hätte sie beste Chancen, an den noch immer sehr lebendigen Konflikten und Ängsten zwischen den Südtiroler Sprachgruppen zu zerbrechen.

An der mehrsprachigen Universität Fribourg (Schweiz) wird stets versucht, die Unterrichtssprachen Deutsch und Französisch auf andere Sprachen zu erweitern, um sich vor dem Schicksal der ehemals mehrsprachigen Universität Louvain (Belgien) zu bewahren. Louvain hatte vor dem zweiten Weltkrieg die verbindende dritte Unterrichtssprache Deutsch. Mit Wegfall dieser dritten Sprache zerbrach sie in den sechziger Jahren an den Konflikten zwischen Wallonen und Flamen. Nur eine Anekdote am Rande: Die zweisprachige Anzeige der SH/ASUS für den zwöhsprachigen Uni-Kongreß im Dezember konnten wir in der einzigen deutschsprachigen Tageszeitung Südtirols nur unter der Bedingung veröffentlichen, daß wir sie in eine rein deutschsprachige Anzeige umgestalten ließen (siehe die hier abgedruckten Anzeigen). Ähnliche Verkrustungen gibt es sicher auch auf italienischer Seite. Und in einer solchen Atmosphäre eine zweisprachige Universität? In diesem Skolast sind Vorschläge für eine europäische Ausrichtung der zu errichtenden Uni zu finden. Hier weiterzuarbeiten würde sich sicher lohnen.

Als Vorbild bietet sich auch die gerade im Aufbau befindliche Europa-Universität „Viadrina“ in Frankfurt a. O. an: durch eine Partnerschaft mit der polnischen Universität Poznan soll zum Beispiel die Möglichkeit des Erwerbs deutsch-polnischer Doppeldiplome geschaffen werden. Die Universität Südtirol hätte ein großes Plus, wenn sie einmal ähnliches in Zusammenarbeit mit Universitäten mehrerer Länder anbieten könnte ...

Eva Lindennauer und Astrid Prieth

Anzeige in den „Dolomiten“

Südtiroler HochschülerInnenenschaft

Universität in Südtirol

Vortragsreihe und Podiumsdiskussion

20.03.1995
Martina Sclavi, Dozentin in Soziologie
Markus Costanza, WissenschaftlerInne

27.03.1995
Piero Prodi, ehem. Rektor der Universität Trient
Walter Müller, mehrsprachige Universität Fribourg (Schweiz)

03.04.1995
Podiumsdiskussion mit Südtiroler Politikern

Beginn 20.00 Uhr
Schloß Maretsch, Bozen

Südtiroler HochschülerInnenenschaft
Associazione Studentesca Università Sudtiroles

Universität in Südtirol Università in Alto Adige

Vortragsreihe und Podiumsdiskussion
ciclo di conferenze e tavola rotonda

20.03.1995
Martina Sclavi, docente di sociologia
Markus Costanza, WissenschaftlerInne

27.03.1995
Piero Prodi, ex-rectore dell'Università di Trento
Walter Müller, università bilingua Fribourg (Svizzera)

03.04.1995
Podiumsdiskussion mit Südtiroler Politikern
tavola rotonda con politici altoatesini

Beginn alle h. 20.00
Schloß Maretsch/Castel Maretsch - Bozen/Bolzano

Anzeige in den anderen Zeitungen

Bolzano, il posto giusto per un'università multiculturale

In questa città, dove si passa con facilità da una lingua all'altra, esistono le condizioni per un'università internazionale, punto d'incontro fra culture diverse

Mariangela Sclovi

Intervento al convegno sull'università in Alto Adige organizzato dall'ASUS/CH dal 14 al 16 dicembre 1994 a Bolzano

Una situazione di plurilinguismo ha un potenziale culturale da sfruttare immenso e gestire questo potenziale come un handicap è uno spreco non solo culturale, ma anche economico e sociale. Lasciate che ve lo dica alla maniera del Marco Polo delle *Città invisibili* di Calvino: Bolzano è una città con una sensibilità per i problemi del rapporto fra culture diverse, del tutto eccezionale, in Italia. In questa città il tabaccaio e il panettiere sono in grado di passare con disinvoltura da una lingua all'altra e i passanti per strada hanno delle antenne che li informano su qual è la lunghezza d'onda linguistica di coloro che incontrano. In questa città puoi incontrare una insegnante della scuola media "E. Fermi" che propone ai suoi allievi di commentare la frase "Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt" ("I limiti del mio linguaggio significano i limiti del mio mondo") del filosofo Ludwig Wittgenstein e gli allievi, dei bambini di undici, dodici anni, eseguono questo compito con entusiasmo, sotto forma di letterine rivolte direttamente all'autore.

Ecco qui alcune righe da una di queste lettere: "Ludwig, ora te porgerò delle domande: Lei quante lingue parla, oltre alla sua lingua madre? Quale linguaggio intende, quello delle metafore nella sua mente o quello che usa nella vita di sempre? Quando hanno tradotto la sua frase in altre lingue Lei è sicuro che hanno detto la stessa cosa che voleva dire Lei?" Vi rendete conto? Questa è una bambina di undici anni. Saper affrontare con tanta freschezza concetti così complessi sarebbe inconcepibile in un ambiente sociale rigidamente monoculturale. La lettera continua: "A me la parola limiti mi dà la sensazione di essere chiusa in una gabbia, anche a Lei? Se mi facesse vedere una sua foto sono sicura che vedendo la sua faccia riuscirei ad interpretare meglio la sua frase." Le lettere degli altri ragazzini hanno anch'esse questo tono di naturalezza ed intelligenza comprensibile, a parte la bravura dell'insegnante, solo sullo sfondo di un tessuto esperienziale interculturale. Vi invito a leggere il volume *Il senso dell'imparare* (Anabasi 1995), che pubblica gli atti di un convegno internazionale organizzato proprio della scuola media E. Fermi in collaborazione con la provincia autonoma di Bolzano. Quante altre scuole medie in Italia hanno avuto l'ardire, la capacità e la possibilità di una impresa così ambiziosa?

Qui chiudiamo con Calvino e passiamo al tema di oggi: "Università e Società". Vi anticipo subito qual è la mia

idea, peraltro semplicissima: io credo che Bolzano sia una città adatta per creare in Italia una università specializzata nello studio dei problemi della convivenza fra popolazioni di lingue e culture diverse e nella ricerca di soluzioni creative a questo tipo di conflitti. In altri termini penso che una università che nasca oggi a Bolzano possa e debba essere concepita come un grande investimento culturale ed economico. Un investimento culturale in quanto si propone di esaltare e "sfruttare" al massimo le risorse culturali già presenti in una città plurilingue, potenziandole, liberandole, moltiplicandole e restituendo alla città un clima morale e intellettuale più ricco e stimolante. Un investimento economico perché nel mondo contemporaneo c'è un enorme bisogno di conoscenze sistematiche sulla soluzione creativa dei conflitti ed è quindi presumibile che fondazioni e organismi internazionali di diversa natura siano interessati a mettersi in rete con una simile istituzione, a fornire fondi, a organizzare convegni, ecc. ... Una Università così concepita può divenire per Bolzano una bandiera, lo stemma di una identità e progettualità, il simbolo di ciò che la città si propone di offrire alla propria regione e al resto del mondo.

Cercherò di illustrarvi questa idea in modo provocatorio per indurvi a soppesarla seriamente da una pluralità di punti di vista. Parto dalla assunzione che tutti voi oltre a essere parte di un tessuto morale e intellettuale plurilingue, avete anche una lunga esperienza scolastica. Vorrei provare ad inquadrare entrambe queste esperienze, quella sociale-culturale e quella scolastica, in un'ottica che ha a che fare con il dialogo fra le culture. Vi racconterò dunque un gioco che ho fatto con gli studenti di una mia classe di sociologia urbana, al Politecnico di Milano. Li ho invitati a prendere due fogli bianchi al cui centro scrivere rispettivamente le parole "Conflitto" e "Potere" e attorno ad ognuna scrivere di getto le prime cinque associazioni che venivano loro in mente. Subito dopo ognuna di queste prime cinque parole doveva servire come stimolo per altre due associazioni. In questo modo gli studenti hanno composto due mappe mentali ramificate in quindici parole ciascuna, aventi come nucleo rispettivamente i concetti di "Potere" e "Conflitto". Nell'interpretare i risultati spiccano due tipi di informazioni. Da un lato la grande dispersione dei termini evocati, l'ampio spettro di termini a cui si fa ricorso; dall'altro il polarizzarsi delle associazioni



attorno a un ben preciso tunnel semantico (come lo chiama lo studioso Piattelli Palmarini).

In pratica nel caso delle mappe sul "Conflitto", gli studenti hanno fatto ricorso a 88 termini diversi (per cui sono pochissimi i casi di mappe con più di due termini in comune), nello stesso tempo ben 35 studenti su 42 hanno scelto fra le prime cinque associazioni il termine "Guerra". Tutte le altre parole, pur nella loro diversità, sono parte di uno stesso campo o tunnel semantico il cui asse centrale ruota attorno alle idee di guerra, sopraffazione e aggressività. Questo campo viene in evidenza specialmente se notiamo quello che nelle mappe non c'è: nessuno degli studenti fra le 15 associazioni possibili ha nominato termini quali "negoziato", "compromesso", "soluzione creativa dei conflitti", "apprendimento", "crescita", "cambiamento", "esperienza", "avventura". Nelle mappe sul "Potere" il risultato è simile. Qui la polarizzazione è attorno a due termini: "Denaro" e "Forza" circondati da un nugolo di altre 111 parole diverse fra loro, ma tutte parte di una stessa famiglia che si organizza attorno alle idee di supremazia e violenza. Sono evocati Hitler e Mussolini, ma non Gandhi e Martin Luther King. Nessuno ha associato "potere" con "non violenza", "umorismo", "reciprocità", "potenziamento dell'altro", "capacità di ascoltare", "dialogo", "simpatia", "lasciare spazio", ecc. Una unica apparizione (rispetto alle 42 teoricamente possibili) fanno i termini "democrazia", "conoscenza" e "cultura".

Nel commentare questi risultati dobbiamo sottolineare con forza che noi non siamo le nostre associazioni. Non è che questi studenti non hanno mai avuto esperienze di soluzione creativa dei conflitti, di negoziato, di umorismo, di compromesso o che manchino totalmente del senso dell'avventura. Tutti noi abbiamo, chi più chi meno, esperienze del genere per il semplice motivo che sono necessarie per sopravvivere. Ma è un fatto che nella nostra società (famiglia, conversazioni con gli amici, riunioni di lavoro ...) e nelle nostre scuole questo tipo di esperienze

vengono considerate scontate, trascurabili, marginali, non degne di indagare, non abbastanza importanti da essere trattate esplicitamente e sistematicamente. In particolare le nostre scuole e università sono organizzate come se noi fossimo convinti che la buona convivenza è assenza di conflitto. Se il conflitto è qualcosa che non deve esserci, è inutile occuparsi della sua gestione creativa. Succede così che quando ci troviamo in situazioni di conflitto (o a dover costruire una mappa di associazioni attorno a questo termine ...) il nostro repertorio di comportamenti e/o di parole sarà orientato in una unica direzione. Non avendo a disposizione una ricca e dettagliata casistica, una vasta esperienza diretta e indiretta non possiamo che essere - in queste situazioni - imbrattati, superficiali, bisbetici, rigidi, difensivi. E se, nonostante tutto, ci capita di inventare modi di convivenza originali e creativi ... perché dovremmo osservarli attentamente? A chi potremmo raccontarli? Non sono previsti.

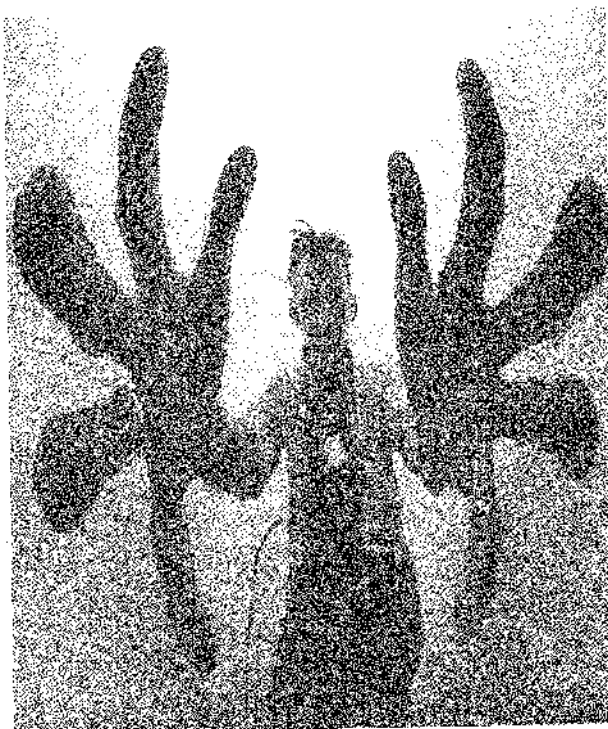
Ora, quello che vi propongo è chiaramente un capovolgimento: immaginate una università che vi colleghi con gli studiosi e le persone sagge in ogni parte del mondo che stanno facendo ricerche ed esperienze di soluzione creativa dei conflitti. Penso all'Harvard Negotiation Project, alla Universidad por la Paz fondata dall'ONU in Costa Rica, ma penso anche ai sacerdoti dell'ordine di Sant'Egidio che hanno promosso il processo di pace in Mozambico ... Contattate queste persone per capire com'è che hanno avuto successo là dove i più potenti mezzi dell'ONU avevano fallito. Come mai, per fare un altro esempio, un diplomatico norvegese e sua moglie sono riusciti a far colloquiare nel loro salotto i rappresentanti dei palestinesi e degli israeliani, avviando un processo di pace tanto faticoso, quanto miracoloso? A che risorse hanno fatto ricorso, perché non dobbiamo studiarle anche noi e sentirci potenziati dalla conoscenza particolareggiata di queste esperienze? Perché non offrire ai nostri giovani questi esempi, in modo che si rinvigorisca in loro il desiderio di conoscere e la consapevolezza di essere protagonisti nella storia del mondo?

Il gioco delle mappe ci mostra una acculturazione profondamente squilibrata in senso difensivo che deve essere riequilibrata in direzione di mappe più complesse: il conflitto può associarsi a guerra ma anche a creatività, il potere a denaro e forza ma anche a simpatia e capacità d'ascolto. La nostra società ha una enorme capacità di processare informazioni ma è rimasta poverissima (anzi, si è impoverita) nella capacità di trasmettere esperienze. I giovani sono quelli che più di tutti risentono di questo squilibrio che si traduce nella sensazione che la vita ti scivola fra le dita, o forse addirittura che la vita vera, la vera esperienza sia solo quella delle star del video. Un altro gioco che propongo ai miei studenti per far loro comprendere che l'esperienza di ognuno di noi se la sappiamo ascoltare e guardare può arricchire tutti gli altri, è la lettura di un brano dal libro di Elias Canetti "Voci di Marrakesh". Canetti pur senza conoscere una parola di arabo è riuscito a entrare in contatto con questo paese straniero, con la sua cultura e anche noi che leggiamo possiamo essere partecipi della sua esperienza e ne usciamo arricchiti. Come ha fatto? Cosa ha osservato, come lo ha riferito? Il nodo è la trasmissione delle esperienze; primo saperle osservare, secondo saperle riferire in modo che diventino patrimonio comune, ricchezza collettiva.

Vi racconto una piccola storia. Mia nipote, che ha vent'anni e in questo periodo sta lavorando come commessa a Londra in un negozio in Old Bond Street, una delle vie più esclusive, mi ha detto: "Ved', zia, ho notato che quando nel negozio entra una signora inglese e mi chiede se abbiamo, per esempio, una cintura di cocodrillo se io rispondo: 'Mi spiace, al momento ne siamo sforniti' lei assume un atteggiamento risentito, come se le avessi fatto uno sgarbo e io devo reagire contro la sensazione di sentirmi colpevole. Invece se la signora in questione è una giapponese quando dico 'Mi spiace, al momento ne siamo sforniti', la sua reazione è la seguente: il suo corpo si rimpicciolisce, piegato leggermente in avanti e mette la mano davanti alla bocca come a significare: 'Ti ho fatto uno sgarbo chiedendoti qualcosa che non eri in grado di darmi.' Questa differenza, specialmente la reazione della giapponese, mi ha molto colpito".

Questo episodio può diventare una occasione di apprendimento molto interessante sul dialogo fra culture diverse. Lo diventa però solo se noi, come ha fatto mia nipote, lo riferiamo dando molta importanza a una serie di piccoli particolari che riguardano le emozioni, i gesti, i toni di voce. Lo stesso episodio avrebbe potuto essere riferito in un modo più corrente e ordinario, per esempio: "Oggi non è successo niente di speciale, due signore una inglese e una giapponese hanno chieste entrambe una cintura di cocodrillo. Non l'avevamo. Dobbiamo ordinare più cinture di cocodrillo". Questo è un modo di osservare e riferire questa vicenda che "bada ai fatti", alle "informazioni" come solitamente le definiamo ed evita totalmente di sottolineare l'imbarazzo che pure in entrambi i casi c'è stato per tutti i protagonisti. L'imbarazzo, il conflitto, le difficoltà ci sono, ma vengono considerate trascurabili. Da una parte abbiamo una versione di chi valorizza l'esperienza. Nel primo caso i paradossi della comunicazione sono eliminati, rimossi, non considerati, nel secondo sono sottolineati, valorizzati, diventano in chiave di ingresso in mondi culturali diversi dal nostro. Per paradossale della comunicazione intendo l'eventualità che una stessa frase, uno stesso episodio possa essere interpretato entro due matrici cognitive opposte ed entrambe valide. La stessa frase "Mi spiace, ne siamo sforniti" da un lato è vista come uno sgarbo subito, dall'altro come uno sgarbo inferto. La capacità di gestione creativa di questa situazione dipende dalla nostra disponibilità ad aprirci al paradosso, a rispettare diverse e contrastanti *Weltanschauungen* e ad approfittare del disagio per approfondire la reciproca conoscenza, magari con un po' di umorismo.

Una famosa psicoterapeuta, di nome Virginia Satir, sosteneva che una domanda chiave per aiutare i pazienti a uscire da blocchi comportamentali che li facevano soffrire, è la seguente: "Che sensazioni provi su queste tue sensazioni?" In buona misura credo si tratti proprio di questo: di imparare molti modi gentili di metacomunicare quello che proviamo relativamente alle sensazioni di disagio, di odio, di essere sotto attacco, ecc. ... L'episodio appena narrato ci mostra anche un altro particolare che il paradigma dell'informazione trascura: che parlare tutti la stessa lingua non è sufficiente. Certo, serve per ordinare cinture di cocodrillo ed altro e questo è importante; però la comunicazione si basa non solo sulla lingua, ma sulla capacità di costruire modi di convivenza e di collegarsi ad esperienze che ci sembrano strane o ridicole.



È stato appurato che la trasmissione dei significati si basa per il 75 % sulla comunicazione non verbale (compreso il tono di voce) e solo per il 25 % sulle parole in senso stretto. Sembra assurdo, ma è così: anche se dico "sedia", cosa intendo voi lo capite fondamentalmente attraverso la situazione, il tono di voce, l'espressione facciale, la distanza fra i corpi. Ci sono intere discipline che si occupano di questo e montagne di esempi di incidenti più o meno tragici, più o meno divertenti, su cosa succede quando si trascura questo aspetto. Basta che usi l'ironia e già dico il contrario di quanto affermo. Ho presente una università fondata recentemente in Inghilterra, nei Sussex, in cui gruppi di studiosi si occupano di questo riguardo ai problemi di sviluppo dal terzo mondo. Si possono fare disastri in perfetta buona fede, credendo di aiutare questi Paesi senza aver acquisito una speciale sensibilità per i fraintendimenti della comunicazione. Non è possibile favorire una spirale di aiuto, di crescita dominata dagli abitanti locali, se non si comincia con loro nel rispetto della loro cultura, con un dialogo di crescita e di scoperta reciproca. Questo dovremmo averlo imparato, ormai.

Mi pare -- per concludere -- non solo auspicabile, ma urgente che in Italia nasca un Istituto di Alt Studies su questo ordine di problemi, avente come perno questo paradigma della trasmissione della esperienza il quale, una volta scoperto, è allargabile a quasi ogni altra situazione. Anche la comunicazione fra insegnanti e studenti (e a volte addirittura fra marito e moglie) può essere ritenuta vista come fra due subculture diverse. La mia idea -- spero non troppo ingenua -- è che bisognerebbe formare un comitato di personalità, di studiosi e di persone sagge che già si stanno occupando di questi problemi sotto questo profilo e assegnare loro il compito di impostare una università di questo tipo. A Bolzano.

(Mariamella Solari è docente di sociologia al Politecnico di Milano)

Universitätsgründung und Organisationsstrukturen: Selbstverantwortung und Gesamtverantwortung

Markus Costazza

Referat vom 14. Dezember während der von der SH/ASUS
veranstalteten Tagung „Universität Südtirol“ vom 14. 16.12.1994

Ich wurde eingeladen, über die Voraussetzungen und Bedingungen der in Aussicht genommenen Universitätsgründung in Südtirol zu sprechen (und nunmehr zu schreiben). Ich werde dies im folgenden von einem Standpunkt her angehen, der hinter den ersten Schritten zu einer Universitätsgründung liegt (diese sind z.T. noch ausständig). Die politische Willensbildung ebenso wie die bildungspolitische Diskussion und die juristischen Klärungen sollten m.E. nicht abgewartet werden, bis über einige grundlegende organisatorische Entscheidungen nachgedacht wird.

Ich halte dies für umso dringender, als die angestrebte Hochschuleinrichtung nicht auf vor Ort gewachsene Strukturen bzw. gelebte Traditionen zurückgreifen kann. Mit anderen Worten, eine Neugründung aus d(ies)em Stand heraus, kann auch dann scheitern, wenn politische Unterstützung, öffentlichkeitsrechtliche Kompetenzen, gesellschaftliche Akzeptanz und genügend Finanzen gesichert sind. Sie kann an Unzulänglichkeiten der sogenannten „inneren“ Organisation scheitern, die alle in subtiler Weise davon abhängen, was Politik, Verwaltung, Gesellschaft und Finanzierungs- bzw. Trägerinstitutionen für ihre Unterstützung einfordern. Es ist nicht ganz abwegig, darüber nachzudenken, wie beispielsweise der Übergang von „politischer Unterstützung“ zu Vereinnahmung oder Bevormundung zu verhindern ist (die bewährte Konstruktion heißt generell „Autonomie“).

Bevor ich der Frage nachgehe, in welcher Form sich eine Hochschuleinrichtung in Südtirol organisieren könnte, möchte ich zu den vorausliegenden Fragestellungen allgemein anmerken: Wie die Bestrebungen auch immer enden, die dadurch angeregte Diskussion über höhere Bildungsstrukturen in Südtirol ist in jedem Fall ein Gewinn. *Wer (zumindest) diese Chance für Südtirol nutzen will, hat das Thema als bildungspolitischen Diskussionsgegenstand zu behandeln. Die Konsequenz haben vor allem Politik und Medien zu ziehen, die Diskussionsgelegenheiten zu schaffen und wahrzunehmen haben, und nicht etwa aus Parteiläson zu (ver-)schweigen haben.*

Die generelle Themenstellung „Universitätsgründung“ werde ich nur teilweise einlösen. Ich beschränke mich auf die Organisationsaufgabe, welche die Neugründung darstellt und behandle zwei Aspekte: einerseits die Universitätsgründung als **Organisationsaufbau** (Planung, Koordination und Umsetzung) und andererseits die wünschenswerten **Aufgaben- bzw. Leistungsstruktur**

(unter den Stichworten Selbstverantwortung, Fremdverantwortung und Gesamtverantwortung).

Mein Motiv für diese Auswahl ist, daß unter diesen beiden Blickwinkeln das große Potential sichtbar wird, welches in einer wohlverstandenen Organisationsaufgabe liegt. Ich verstehe darunter letzten Endes die **Gestaltung sozialer Beziehungen in Formen der Selbstorganisation**. Sich mit Organisation zu befassen bedeutet nicht zwingend den Verzicht auf Utopie!

I.

Universitätsgründung als Organisationsaufbau

Der Aufbau einer neuen Hochschule hat die unten angeführten Parameter zu berücksichtigen. Die entsprechenden Rahmenbedingungen (Studien, Gutachten, Kommissionen usw.) sind zu schaffen. Insbesondere ist die Gestaltung des gesamten Prozesses („Werdegang“) unabdingbar, insofern im gegebenen Falle verschiedene selbständige Akteure bzw. Instanzen zusammenwirken müssen (Südtiroler Landespolitik; nationale Innen/Außenpolitik und Wissenschaftsverwaltung, autonome Universitäten – alle möglichst auch auf österreichischer Seite; evtl. die EU-Bildungskommission und ein EU-Parlamentsausschuß).

In den vergangenen zwei Jahren wurden einzelne Punkte schon aufgegriffen. Beispielsweise liegen Rechtsgutachten über die Bestimmungen des Autonomiestatuts sowie über Formen der Trägerschaft vor (U. Runggaldier; G. Tappeiner; K. Zoller: Gutachten zur Errichtung einer universitären Struktur in Südtirol, April 1992). Deklarierete Teile des Gesamtvorhabens wurden sogar schon realisiert (der Lehrgang im Gesundheitsressort und der Touristikurs in Bruneck). Allerdings wurde der Ablauf insgesamt zu wenig gestaltet, wenn auch mit der „Koordinierungsstelle bei der Europäischen Akademie Bozen“ eine Planungsinstanz intendiert ist (siehe „Das Land Südtirol“, März 1995, S. III).

Insbesondere sollte die Bedarfserhebung und Bedarfsdiskussion ausführlich – und eben möglichst früh – betrieben werden. Denn die Realisierungschancen von Neugründungen sind allgemein gering – für das gegenständliche Vorhaben blieb bisher vielerorts auch die Zustimmung aus. Wenn allerdings die Bedarfssituation gründlich und

Parameter des Organisationsaufbaus in sinnvoller chronologischer Abfolge:

Schweranalyse (U/S)

Erhebung bestehender Strukturen und Konzepte ihrer Einbettung in die neue Verknüpfung mit der neuen Einrichtung (U/S)

Klärung der gesetzlichen Grundlagen und rechtlichen Zuständigkeiten (U/S)

Auspendeln der Rechtsform, des rechtlichen Status der Einrichtung (U/S)

Festlegen des Auftrags an die Einrichtung, Abgrenzung ihrer Autonomiestellung (U/S)

Einzelierungsstruktur (V)

Regelungen der Zugangsberechtigung, des gesetzlichen Adressatenkreises (U)

Vorgangsweise bei der Beschäftigung, politische Umsetzung

(damit verbunden ein Zeitplan)

Personellen-Bereitstellungsplan (Struktur, Personal, Studienförderung) (V)

Personalbeschaffung

Die Buchstaben in den eckigen Klammern zeigen an, welche Maßnahmen ergriffen sind. Dabei steht

G für Gutachten (Zusammenstellung und Bewertung vorgegebener Sachlagen)

D für Diskussion in breiter Öffentlichkeit

S für Studie (wissenschaftliche Erhebung und Lösungskonzepte)

V für Verhandlung (wobei natürlich letztlich auch eine Entscheidung gehört)

heit ermittelt wurde, finden sich zur Not auch alternative Lösungen. Ich halte es deshalb für nötig, die öffentliche Diskussion zu intensivieren.

Als eine typische Umsetzungsleistung ist der Organisationsaufbau stark politisch geprägt. Ich gehe deshalb nicht auf die einzelnen Punkte ein, weil im gegebenen politischen Rahmen Vorschläge, die – wie in meinem Fall – von außen und ohne Auftrag gemacht werden, kaum Chancen haben. Der zweite, längere Teil meines Vortrags handelt somit von der eher internen Organisationsstruktur, die mir für die neue Hochschule wünschenswert erscheint.

II.

Aufgaben- und Leistungsstruktur einer Hochschule in Südtirol:

Selbstverantwortung, Fremdverantwortung und Gesamtverantwortung

Wie und welche Aufgaben leistbar sind hängt vom Selbstbild der an der Hochschule Tätigen ab bzw. von der „Unternehmenskultur“, die sich herausbildet. Wie und welche Leistungen erbracht werden hängt eng mit den Entscheidungsstrukturen zusammen.

A) Aufgabenstellung, Hochschulcharakter und Rahmen des Studienangebots

Das bisher abzuschende Aufgabenspektrum verlangt nach einer Bildungseinrichtung mit Hochschulcharakter – soweit die abgeleitete Charakterisierung. Das läßt den Rechtsstatus und den Umfang des Studienangebotes im Detail offen. Diese Bezeichnung soll jedoch folgende Merkmale des Auftrags an diese Einrichtung festhalten:

Bildungsvermittlung auf akademischem Niveau in einer gemeinsamen Organisation.

Ich umreiße den Umfang der drei Elemente dieser Aufgabenstellung, wie es mir für die in Südtirol gegebenen Bedingungen fruchtbar erscheint.

1. **Bildungsvermittlung** hat einen weiteren Umfang als Unterrichten von Fakten und Fertigkeiten. Bildung im postsekundären Bereich umfaßt: persönlichkeitsbezoge-

ne „Bildung durch Wissenschaft“, berufsfieldbezogene Vor-Bildung, berufliche Ausbildung und berufsspezialisierende Weiterbildung.

2. **Akademisches Niveau** bedeutet erstens für die Absolventen die Berechtigung zur „Führung eines Titels, der nur von Personen geführt werden darf, die ein Diplom besitzen, das in einschlägigen Rechts- und Verwaltungsvorschriften festgelegt ist“ (Zitat nach Artikel 1 Buchstabe d der EU-Richtlinie 89/48/EWG vom 21. Dezember 1988). Akademisches Niveau bedeutet zweitens für das lehrende Personal, daß dieses akademisch qualifiziert ist und wissenschaftlich arbeitet. Akademisches Niveau bedeutet drittens für die Trägerinstitutionen bzw. die rechtliche Organisationsform, daß neben der akademischen Freiheit der Lehre ein Mindestmaß an rechtlich-organisatorischer Autonomie gewährt wird.

Wenn akademische Bildung das Ziel ist, sind für die angebotenen Studien folgende Bedingungen zu fordern:

- im Regelfall dreijährige Dauer des Studiums (vgl. Art. 1a 89/48/EWG);
- internationale Anerkennung (*effectus academicus*) des Studiums oder von Teilen des Studiums oder von Studienzeiten;
- Verbindung von Forschung und Lehre, d.h. Wissenschaftlichkeit der Ausbildung;
- Gewährung von Studienförderung (Stipendien) durch öffentliche Stellen.

3. Die Forderung nach einer **gemeinsamen Einrichtung** legt fest, daß die unterschiedlichen Angebote jedenfalls „unter einem Dach“ angesiedelt sind. Das bedeutet eine gemeinsame Unterbringung an *einem* Standort, wobei das Kriterium für eventuelle Außenstellen und Aktivitäten ist, daß insbesondere die Lehrenden noch direkten Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen im „Haupthaus“ pflegen können.

Auch für hochqualifiziertes Personal ist eine zersplitterte, kleine Einrichtung kaum attraktiv (außer es wären hochdotierte Forschungsstellen), denn sie wären unweigerlich eine Karriereackgasse. Günstiger ist eine mittelgroße Hochschule mit diversen Kooperationsverträgen – wo etwa Dozenten (Habilitierte) auf eine Professur hinarbeiten können (das erfordert und gewährleistet gleichzeitig die Forschung an der Hochschule).

Von der neuen Hochschule wird eine gemeinsame Verantwortung und Handlungsfähigkeit als Ganzes verlangt. Das heißt z. B., Untereinheiten sollen nicht ohne Willensbildung und Zustimmung auf der obersten (Leitungs-) Ebene bzw. auf der Gesamtebene ausgegliedert, rechtlich oder finanziell speziell behandelt werden. Entscheidungen bzw. Planungen, welche die obengenannte Aufgabenstellung berühren – also den Bildungscharakter, das akademisch-wissenschaftliche Niveau und die Gemeinsamkeit des Leistungsangebotes –, sind in Selbstverantwortung für ebendiese Werte zu treffen. Damit diese Werte in Lehre und Forschung greifen können, müssen die Hochschulangehörigen zusammenwirken. In Hinblick auf traditionelle akademische Standards und auf die Motivationslage der Beteiligten ist eine Handlungs- und Verantwortungseinheit zu fördern. Denn für die Einhaltung der Leistungsqualität ist die Vorrangstellung der Willensbildung der Hochschulangehörigen die beste Garantie; externe Einflüsse (durch Politik und öffentliche Verwaltung) sowie die Einzelinteressen an der Hochschule (z. B. von Fakultäten, Abteilungen, Professoren) sind nachzuordnen. Organisatorisch gesprochen sollten folgende Voraussetzungen realisiert werden:

- gemeinsame Unterbringung unterschiedlicher Aufgabenbereiche;
- Möglichkeit zu direkter Kommunikation der Hochschulangehörigen;
- corporate identity (Bemühung um Gemeinsamkeiten) der Einrichtung;
- Gesamtverantwortung und Handlungsfähigkeit der Hochschule auch als Ganzes.

Solche Merkmale weisen im postsekundären Bildungssektor üblicherweise kleine bis mittlere Hochschulen auf (klassischerweise z. B. die Campusuniversitäten in England, die allerdings außer Vergleichsreichweite liegen). Jedenfalls ist klar, daß die gewünschte Einrichtung im Spektrum der hochschulischen Organisationsformen in der oberen Hälfte einzuordnen wäre.

Über die offizielle Bezeichnung bzw. den Namen der „Universität für Südtirol“ entscheidet natürlich die italienische Gesetzeslage. Hierbei spielen taktische und Konkurrenz-Überlegungen innerhalb der Universitätslandschaft eine bedeutsame Rolle. Abgesehen von diesen Überlegungen möchte ich festhalten, daß kompetenzmäßig und organisatorisch mindestens der Status einer Fachhochschule anzustreben ist (und zwar im bundesdeutschen Begriffsverständnis einer unabhängig-selbständigen Einrichtung, nicht gemäß italienischem Verständnis, in dem es sich um Kurse einer Universität handeln würde.)

Nun komme ich zum fachlichen Rahmen des Leistungsangebotes. Es soll sich zwar um einen realistischen Vorschlag handeln – so gut es ohne Bedarfsstudien geht. Der Hauptgesichtspunkt ist jedoch, eine ausreichende Vielfalt und Größe zu erreichen, um der Einrichtung die gewünschte organisatorische Qualität (Selbständigkeit, „kritische Masse“ und eigene Handlungsfähigkeit) zu ermöglichen. Somit sind verschiedene Fächergruppen zu berücksichtigen:

- gesundheits(system)bezogene,
- human- und kulturwissenschaftliche (inklusive künstlerische?),
- naturwissenschaftlich-technische,
- sozialwissenschaftliche Studienangebote,
- wirtschaftswissenschaftliche, wirtschaftsausbildende Studienangebote.

Einige Anmerkungen zum besseren Verständnis: Mit „Fächergruppen“ sind weder gleichnamige Einzelstudien noch etwa Fakultäten gemeint, sondern inhaltlich abzudeckende Tätigkeitsfelder. Auch kann es sinnvollerweise ergänzende Angebote im Bereich der sekundären Ausbildung und der Erwachsenenbildung geben: So sind aus dem gesundheits- und sozialwissenschaftlichen Bereich Angebote für BehindertenbetreuerInnen vorstellbar. Gerade in solchen Querschnittsmaterien ist die Bezeichnung der Hochschuleinrichtung wertvoll im Sinne fachübergreifender Kompetenz. Neben der Lehrausbildung (die übrigens quantitativ gering bleiben wird) liegt im human- und kulturwissenschaftlichen Bereich natürlich die südtirolspezifische Chance der Mehrsprachigkeit und – wenn sich die Politik getraut – der Interkulturalität. Vielleicht sind in diesem Rahmen auch die kunsthandwerklichen Angebote Südtirols (z. B. Gröden) aufwertbar. Im naturwissenschaftlich-technischen Bereich ist aus Kostengründen wohl nur an Spezialangebote (z. B. alpine oder Extremlagen-Ökologie, Kulturtechnik) bzw. technische Ausbildung zu denken. Ein denkbares, ambitioniertes Vorhaben wäre eine naturwissenschaftlich-geisteswissenschaftliche Kulturarchäologie rund um den „Mann vom Hauslabjoch“. Im sozialwissenschaftlichen Aufgabenbereich sollte die Umsetzung von wissenschaftlicher Expertise der Hochschule für die Region ein Schwerpunkt sein. Auch wenn die Sozialwissenschaften seltener direkte Adressaten von Gutachter- und Beratungsaufträgen sein werden als die Gesundheits-, Natur- und Wirtschaftswissenschaften, so können sie durch ihre Beiträge die Qualität der Beratung sicher steigern. Im wirtschaftswissenschaftlichen Bereich könnte Südtirol unter europäischem Gesichtspunkt als „grenzenübergreifender“ Standort ins Spiel gebracht werden (wenn es gelingt, den Nachteil

Schemata der hochschulischen Organisationsformen

hohe organisatorische Ausbaustufe
 Volluniversität (=traditionelle Universität, Gesamthochschule (D),
 Schwerpunktuniversität, ... Hochschule für ...), Grandes Ecoles
 Fachhochschule (D/A), Polytechnic (GB), Institutes Universitaires Techniques (F)

niedere
 „parauniversitäre Struktur“
 stützende Hochschulkurse
 anerkannte Teile von orientierten Hochschulstudien

Skizze einer Hochschule in Südniederrhein

Aufgabenstellung

- In der Lehre (mit möglichst breiten Einflüssen und Wahrscheinlichkeiten):
 - akademische „Vollstudien“ (mindestens Dreijährigkeit)
 - akademische Teilstudien in Kooperation mit Partneruniversitäten
 - Kurse zur Fachhochschulniveau bzw. für Naturwissenschaften
 - Angebote in der Erwachsenenbildung (auch beruflich „vor Ort“)
- In der Forschung:
 - Wissenschaftlichkeit des Leistungsangebots
 - Interne Fortbildung des Personals
 - Im Dienstleistungssektor
 - Experten für öffentliche Stellen
 - Auftragserfüllung für Dritte
 - Wissensvermittlung in gesellschaftliche Bereiche

Umfassungen:

- Inhalte: diversifiziertes Angebot ohne Anspruch der Vollständigkeit, aber mit Zusammenhängen
- Personal: Nicht jeder kann alles, aber ein Team, das ein bestimmtes Studienangebot bereitstellt und durchführt sind alle Kompetenzen vertreten
- Organisation: Reflexion und organisierte Rückmeldung durch Gebietsverantwortung und Evaluation

Standort:

- zentrale Unterbelastung aller Unternehmungen, die ihre Angebote regional mitwettbewerblich lokal durchführen
- gemeinsame Infrastrukturen (wie Bibliothek) und Kommunikationsstrukturen

Personal:

- Gliederung in ein Kartell aus Angestellten sowie teilweise und einzeln beauftragte
- Unterscheidung zweier Qualifikationsstufen mit Aufstiegsmöglichkeit im Kartell

Innere Verfassung:

- Selbstbestimmung der Arbeitsorganisation von Personen von Teamverantwortlichkeit und Begleitungs-pflichtigkeit
- Gliederung intern in Lehrkörper und Studienstelle mit beidseitiger Administration und Relativverwal-tungsdirektion, externe Zuständigkeit einer möglichen direkt zuständigen politischen Verwaltungs-stelle
- zusätzlich ein gemeinsamer beratender Beirat mit Planung- und Bewertungsfunktion

der provinziellen Lage zu überwinden). Ich halte jeder-falls in diesem Fachbereich besondere Kreativität für nötig, um sich mit einem akademischen Angebot durch-zusetzen.

Das Argument für diesen weitgesteckten Angebotsrah-men ist nicht der humanistische oder klassische Bildungs-kanon bzw. der Verweis „alle richtigen Universitäten ha-ben das“. Ich halte eine solche Angebotsentscheidung unter der gemeinsamen Verantwortung einer autonomen Bil-dungsrichtung aus vier Gründen für wichtig: Der Spielraum der Gesamteinrichtung, auf neue Anforderun-gen von außen zu reagieren, wächst. Das individuelle und das spezialisierte Lehren und Lernen gewinnt an Qualität – durch einen erweiterten „Horizont“ und bessere „Orien-tierung“.

Die Berücksichtigung von Querschnittsmaterien (z. B. Gesundheit) und die Bearbeitung praktischer Problem-stellungen (durch Beratung, Entwicklung, Umsetzung) erfordert fachübergreifende Kompetenzen. Bei ver-gleichsweise geringen Ressourcen (Budgetmittel, Perso-nalstand, Einzugsgebiet, Auftragsthemen usf.) ermöglicht die Zusammenlegung eine günstigere Ressourcennut-zung.

Das hier immer wieder eingeforderte Zusammenwirken der Hochschule kann sich im Studienangebot z. B. folgen-dermaßen ausdrücken: Ein Gemeinsames für alle Studien, sozusagen ein *Studium generale*, wird erarbeitet. Mögli-che Themen, die in allen Einzelstudien sinnvoll sind und vom gesamten Lehrkörper getragen werden können, sind etwa: Entscheidungen in Wissenschaft und Gesellschaft; Wissenschaft und Öffentlichkeit; Ausbau des Allgemein-wissens. Ein solcher kurzer, übergreifender Studienab-schnitt zur Vertiefung und Reflexion des Gelernten könnte ein Spezifikum des Lehrangebots dieser Hoch-schule sein.

Eine ebenfalls fachübergreifende Studienphase, die mit dem Erwachsenenbildungsangebot gekoppelt werden könnte, behandelt die *wissenschaftlichen „tools“*, den Bestand und die Verfahren der gegenwärtigen Wissensor-ganisation. Wo wird angeboten – wie organisiere ich: Hilfsleistungen bzw. externe Unterstützung für unge-wöhnliche Probleme; Selbstorganisation von Zeitplan-nung, Teambildung, Erfolgskontrolle, Frühwarnsystemen ...; Bewertung und Nützeinschätzung von Sinn oder Unsinn von FDV und Neuen Medien; individuelle, team-sowie organisationsbezogene Weiter- und Fortbildung

(welche Erfolgskriterien, Nutzdefinition ...); Umsetzungsstrategien, Implementierungsverfahren, Erprobungsphasen usw. im Übergang vom theoretischen Modell zur gesellschaftlichen Praxis.

B) Innerer Aufbau, Leitprinzipien und Entscheidungsstruktur

Im Mittelpunkt der Problemstellung, wie die oben skizzierte akademisch-wissenschaftliche Qualität zu gewährleisten ist, steht die Festlegung, wer die Verantwortung für das Ganze der neuen Hochschule übernimmt und ausübt. Ich vertrete ein Konzept, das von der Gestaltung der eigenen Organisation ausgeht. Die Angehörigen der Hochschule (das sind Lehrende, Studierende, Leitung und innere Verwaltung) verstehen am meisten von den ihnen gestellten Aufgaben und können diese Fremdverantwortung selbst am besten wahrnehmen, wenn sie selbstverantwortlich agieren. Die zugrundeliegende Vorstellung ist, den einzelnen möglichst viel Handlungsspielraum zu geben, unter der Voraussetzung, daß sie Gesamtverantwortung übernehmen, d.h. mit Blick aufs Ganze (der eigenen Hochschule wie auch der gestellten gesellschaftlichen Aufgabe) handeln. Unter Voraussetzung einer so verstandenen Hochschul-Autonomie fallen die inhaltlich wesentlichen Entscheidungen

- intern durch Willensbildung der Beteiligten sowie
- mittels Argumentation.

Unter die „inhaltlich wesentlichen Entscheidungen“ fallen die Personalauswahl, interne Ressourcenzuweisung, Festlegung und Veränderung der Curricula, Erstellen bestimmter externer Bildungsangebote (z. B. der Erwachsenenbildung), Übernahme von Aufträgen Dritter (z. B. Gutachten, Beratung), Wahl von Kooperationspartnern. Daß argumentiert wird, soll heißen, daß in den Entscheidungsprozessen die formalen Regelungen und hierarchischen Positionen zugunsten von Formen direkter, konkreter Auseinandersetzung in den Hintergrund treten. Der organisatorische Angelpunkt ist hierbei, die entsprechenden Entscheidungsstrukturen zu schaffen (z. B. Beratungsgremien, transparente Abläufe, klare Verantwortlichkeit, innere Demokratie durch Wahl, Mitbestimmung und Kontrollmöglichkeiten).

Obwohl diese Punkte interessant und wichtig sind, möchte ich sie hier nicht vertiefen, weil diese Mechanismen und Mittel des inneren Organisationsaufbaues von übergeordneten Parametern geprägt werden. So schloße ich im Interesse eines vollständigen Überblicks mit folgenden vier Merkmalen der inneren Organisation ab:

1. Ein wesentlicher Parameter ist die (quantitative) **Größe**.
2. Ebenso wichtig ist, wieviel Verschiedenheit gegeben ist, also der Grad der inneren **Differenzierung**.
3. Die zentrale Festlegung betrifft die **Entscheidungswege**, also die interne Hierarchie.
4. Schließlich ist die **Grenze innen/außen** festzulegen, also was innen selbstbestimmt und was außen fremdbestimmt entschieden wird.

Diese vier Parameter sind jeder Bildungseinrichtung wesentlich vorgegeben, d. h., ihre Festlegung steht auch der autonomsten Hochschule nicht frei. Und jede dieser Größen kann die innere Organisation, das Selbstbild und die gewachsene „Unternehmenskultur“, im Extremfall zerstören (z. B. der Massenandrang von Studierenden; die Nachfrage nach immer spezialisierteren Ausbil-

dungsangeboten; die Änderung der staatlichen Rahmengesetze; der Entzug politisch-gesellschaftlicher Unterstützung).

1. Parameter: Die Größe

Es ist jedenfalls nicht mit einem Massenbetrieb zu rechnen. „Massenbetrieb“ bedeutet hier aus interner organisatorischer Sicht, daß die oberste Leitungsebene aus Kapazitätsgründen keine direkte Kenntnis der untersten, also „breitesten“ Durchführungsebene hat. Wenn es beispielsweise der/die Rektorin bzw. die Senatsmitglieder einfach nicht schaffen, alle Studienangebote aus eigener Kenntnis bewerten zu können. Aber die neue Hochschule soll auch nicht so klein wie eine Schule sein, an der die Direktorin oder der Direktor die Lehrenden noch persönlich „im Blick hat“. Anzustreben ist eine mittlere Größe – was auch vom Bedarf Südtirols und den Quantitäten des Umfelds (alternatives Ausbildungsangebot, universitäre Konkurrenten bzw. Dichte, öffentliche Finanzierungsmöglichkeiten) als realistisch erscheint. Die neue Hochschule wird am ehesten als „Regionsuniversität“ zu konzipieren sein.¹ Zur Veranschaulichung (der eher oberen Grenze) nenne ich die Universität Klagenfurt im österreichischen Bundesland Kärnten. Diese Universität hat ca. 200 wissenschaftliche und ca. 150 administrative Bedienstete (die 1992 zusammen 230 Mio. Schillinge kosteten) bei ca. 5.000 Studierenden in mehr als 20 Studienrichtungen (2 Fakultäten). Übrigens studiert nur ca. ein Drittel der Kärntner Studierenden an der Universität Klagenfurt. Laut Hochschulbericht 1993 betragen die Bundesaussgaben für diese „billigste“ österreichische Universität 1992, exklusive Forschungsförderung, 323 Mio. Schillinge (Linz kostet 720 Mio. und Innsbruck 1,8 Mrd. Schillinge).

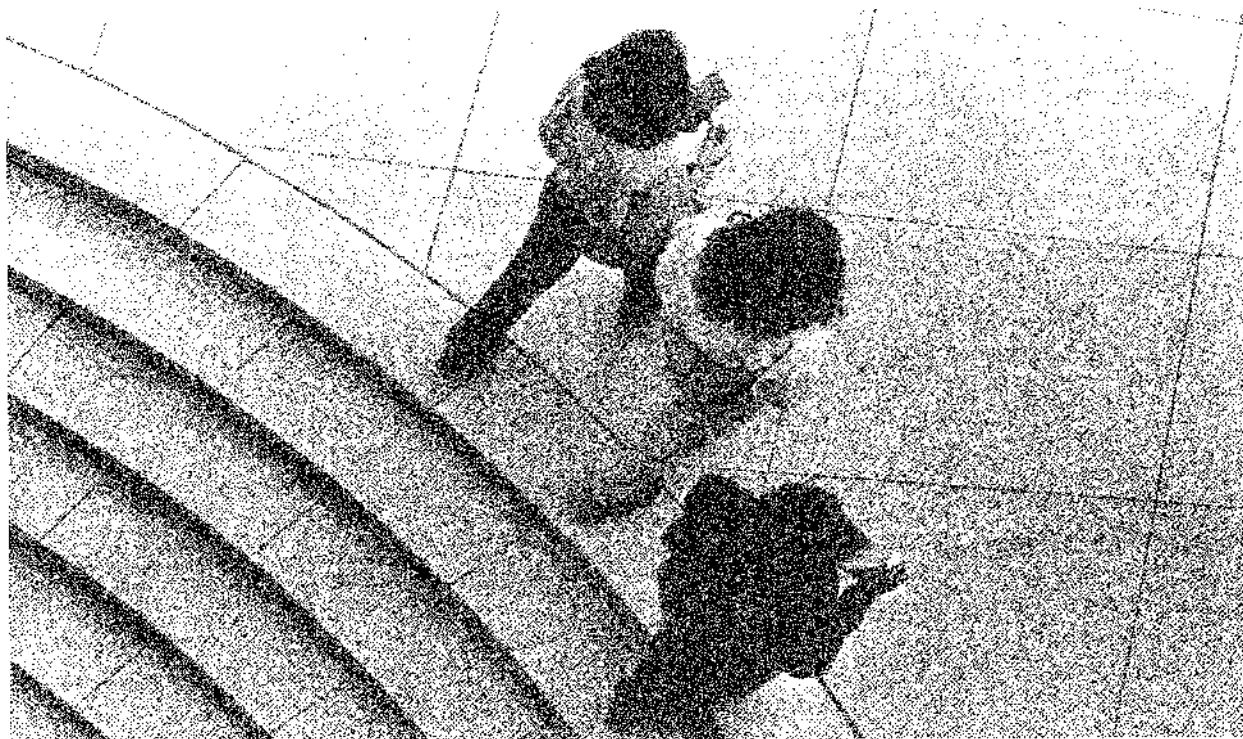
2. Parameter: Die innere Differenzierung

Eine mittlere Größe und die verschiedenen Aufgaben machen es einerseits nötig, eine horizontale Differenzierung einzuführen – also Arbeitsteilung und Leitungsstrukturen nach Sektoren (das fachlichen Angebots). Andererseits ist es notwendig, die Gesamteinheit zu sichern.

In der Märzausgabe der offiziellen Zeitschrift „Das Land Südtirol“ wird unter der Überschrift „... eine Universität“ von „vier Fakultäten und einer Sanitäts-Fachhochschule“ geschrieben. Das bedeutete praktisch, daß ein oder zwei „Vollstudienlehrgänge“ jeweils als Fakultät organisiert würden. Nach allen Erfahrungen führt eine solche organisatorische Zersplitterung in Kleinsteinheiten zur Handlungsschwäche der „Universität“ und zur Fixierung auf die externe Verwaltungsstelle (was praktisch immer Bürokratisierung auf Kosten von Kompetenz und „Kundenorientierung“ zur Folge hat).

Die unterschiedlichen Funktionen und Tätigkeiten müssen **koordiniert** werden. Diese Koordination kann erweiterte Handlungsmöglichkeiten erreichen, indem folgende **Leitprinzipien** beachtet werden:

- Reflexion des gemeinsamen Ganzen. Aufgrund der **Gesamtverantwortung**, welche die Hochschule hat (z. B. durch Vergabe eines Globalbudgets, das zwischen der Hochschule und den Finanziers zu verhandeln ist und dann intern zu verteilen ist), liegt es im Interesse



der einzelnen Personen und Einheiten, voneinander zu wissen, um gegebenenfalls einwirken zu können.

- Offenheit (des Zugangs), Zuwendung nach außen, externe Kooperation. Wenn Internationalität, Mehrsprachigkeit und offener Hochschulzugang verwirklicht werden können, bringt diese Öffnung nach außen viel Fluktuation mit sich, die nur mit Vernetzung zu bewältigen ist: mit anderen Hochschulen, mit beigezogenen Experten, durch interne Koordination.
- Nachfrage- und Auftragsorientierung. Die Ausrichtung auf das gesellschaftliche Umfeld – welche für die neue Hochschule zu fördern ist und von Regionsuniversitäten normalerweise auch erfüllt wird – inkludiert wechselseitige Auseinandersetzung der Akteure. Wenn dabei die gegenseitigen Interessen gewahrt bleiben (siehe unten 4.), wird sich eine grundsätzliche Leistungsorientierung bzw. Leistungsmotivation durchsetzen.
- Prozeßreflexion, Organisation als Methode. Da die Strukturen intern veränderlich sind, geht es primär darum, den möglichen Wandel (neue Studienangebote, weniger Budget, mehr Kapazität für Drittmittelforschung) zu planen. Die eigene Organisation, d.h. wie die internen Strukturen zusammenhängen, ist ein Medium der Gestaltung. Wenn die Organisation als veränderbar akzeptiert wird, entsteht Bedarf nach gegenseitigem Vergleich und es werden wahrscheinlich Formen der Evaluation eingeführt.
- Freiheit der Methoden, Vielfalt der Mittel. Insofern die Hochschule in der Ausübung ihrer Aufgaben autonom ist, wird sie ihre Selbständigkeit und Spezifität zu erhalten trachten, allgemein gesprochen also die Wissenschaftlichkeit bzw. das akademische Niveau ihres Angebots.
- Personalentwicklung, interne Fortbildung. Wenn diese relativ kleine Hochschule ihr Niveau halten will und sich gegen die Konkurrenz behaupten will, muß sie großen Wert auf Professionalität legen. Das meint mehr als Wissenschaftlichkeit, nämlich insbesondere die gekonnte Umsetzung der wissenschaftlich-akademischen Kompetenzen im Unterricht. Damit stellt

sich praktisch die Aufgabe, entweder für die Fortbildungsbereitschaft des ständigen Personals oder für eine ständige Erneuerung des Personals zu sorgen. Das ist für eine autonome, selbstorganisierende Hochschule wohl die schwierigste Aufgabe.

Unter Berücksichtigung der nötigen inneren Differenzierung (Angebotsvielfalt, Veränderungsfähigkeit) halte ich das Leitbild als selbstorganisierendes Unternehmen für optimal (kein Wirtschaftsbetrieb, sondern eine geistige Schaffensstätte). Mit einer solchen Organisationsform akademisch-professioneller Bildung stünden die Chancen auf Durchsetzung nicht nur in Südtirol selbst gut, sondern auch als relativ kleine Einrichtung in der internationalen Konkurrenz. Die neue Einrichtung wird – wie oben angeführt – sinnvollerweise die Rolle einer regional orientierten Hochschule übernehmen. Als spezieller Anreiz sollte dazu noch eine Schwerpunktthemensetzung kommen. Ich halte die Grundausrichtung auf Interkulturalität für vielversprechend. Eine „Hochschule für interkulturelle Studien“ kommt auch eher für eine internationale Verankerung, eventuell im Rahmen der EU, in Frage als eine reine Regionsuniversität.²

3. Parameter: Die Entscheidungswege

Trotz aller gemeinschaftlichen Verantwortung sind Entscheidungen natürlich nicht von allen gemeinsam zu fällen: viele Entscheidungen sind zu speziell, manche sind für Teile zu schmerzhaft, nicht alle können gemeinsam nach außen vertreten werden. Es muß eine Balance zwischen Außen- bzw. Fremdverantwortung und Selbstorganisation gefunden werden, im Kern also zwischen folgenden zwei Prinzipien: Handlungsfähigkeit der Gesamteinrichtung, eben der wohlverstandenen Autonomie, und innerer Demokratie, d.h. dem Mitbestimmungsprinzip.

Die Lösung sehe ich nicht in strikter Arbeitsteilung und formaler Hierarchie, d.h. in der Auflösung der Problemstellung in lose Einzelteile: „Jede/r ist für sich selbst ver-

antwortlich, der Chef ist fürs Ganze zuständig.“ Vielmehr zielt mein Ansatz darauf, die Kompetenz der Beteiligten zusammenzuführen. Das bedeutet, daß inhaltliche Differenzierung und Arbeitsteilung niemals automatisch zur Trennung der Entscheidungswege führt.

Die hochschuleigenen Selbstverwaltungsstellen unterstehen den wissenschaftlichen Instanzen bzw. Leitungsgremien, die durch Wahl bestellt werden. Die Selbstverwaltung kümmert sich um die Außendarstellung und Außenkontakte (z. B. Öffentlichkeitsarbeit, Partneruniversitäten, Anerkennung des Studienangebots, Abwicklung von Drittmittelaufträgen). Detailbeispiele sind: Der Verwaltungsdirektor wirkt bei der Personalbestellung nicht nur aus Verwaltungsgründen mit, sondern auch um eine rein wissenschaftliche Selbstreproduktion zu vermeiden. Die Einstellung wissenschaftlichen Personals sollte nicht die Angelegenheit ausschließlich der unmittelbaren Vorgesetzten sein. Oder als Maßnahme der internen Transparenz: Die Übernahme von Aufträgen Dritter sollte berichtspflichtig sein.

Damit ein solches Modell selbstorganisierter Entscheidung funktionieren kann, müssen freilich die elementaren Voraussetzungen gegeben sein: Grundfinanzierung, funktionsgerechte Infrastruktur, transparente Organisations- und Entscheidungsstrukturen auch auf Seite der institutionellen Träger. Unter Bedingungen permanenten Ressourcenmangels kann sich eine selbstverwaltete öffentliche Hochschule nicht halten, die Selbst- und Gesamtverantwortungsübernahme wandeln sich zur Fremdverpflichtung und das Leistungsniveau kann letztlich – wenn überhaupt – nur durch deutlich erhöhten Finanzierungseinsatz gehalten werden.

4. Parameter: Die Grenze innen/außen

Für die Gewährung und Sicherung der elementaren Voraussetzungen, auch für die Genehmigung des Organisationskonzeptes, sind äußere Stellen zuständig. Im Endergebnis ist anzustreben, daß die Entscheidungsträger, insbesondere die mit der Hochschule im direkten Kontakt stehenden, die allgemeinen (Gründungs-) Ziele und die Erhaltung der Einrichtung akzeptieren und selbst vertreten können. Diese Forderung scheint nur trivial, so ist sie z. B. im Falle der Regionsuniversitäten Klagenfurt und Linz nicht erfüllt gewesen. Für Südtirol ist die Lage noch komplizierter. Ein Ausweg könnte sein, entsprechend der Autonomie der Hochschule auch der externen zuständigen Verwaltungsstelle möglichst Unabhängigkeit zuzugestehen (etwa in Form einer gemeinsam beschickten Behörde).

Folgende vier Merkmale sind für das organisierte Verhältnis der Hochschule zu den externen Entscheidungsträgern wünschenswert:

- Berücksichtigung der externen Entscheidungsträger bei grundsätzlichen inhaltlichen Fragestellungen und vice versa Berücksichtigung der internen Betroffenen bei Entscheidungen mit allgemeiner Bindung bzw. Wirksamkeit für sie (Prinzip der gegenseitigen Einbindung);
- Austausch von Informationen und Auseinandersetzung über Sachfragen, nicht nur formal und im Weisungswege (Verständnis durch sachlich-inhaltliche Kommunikation);

- Recht der politischen Verwaltung, Aufträge zu geben (inklusive begründetes Ablehnungsrecht der Hochschule), und Verpflichtung der Hochschule, gesellschaftlich relevante Fragen bzw. Nachfragen in einem bestimmten Ausmaß aufzugreifen (Auftragsdefinitionspflicht und Öffentlichkeitsorientierung);
- Transparenz der Aufgabenerbringung (z. B. durch veröffentlichte Berichte) und Deklaration der politisch-öffentlichen Vorgaben (Offenheit, Überprüfbarkeit und Gegenseitigkeit der Leistungen).

Insgesamt erscheint es als das Beste, wenn überwiegend die öffentliche Hand Träger der neuen Bildungseinrichtung wäre. Private Mitträger, gleich ob gewinnorientierte oder gemeinnützige, sollen nicht dominieren. Dafür sprechen jedenfalls folgende Gründe:

- Die politische Verwaltung hat eine allgemeine Legitimation und steht nicht unter unmittelbarem Sanktionsdruck und Erfolgszwang. Deshalb kann sie mehr Freiheiten lassen und Autonomie gewähren.
- Eine breite öffentliche Akzeptanz der neuen Einrichtung ist von vornherein erleichtert.
- Die immer wieder nötige Legitimierung bestimmter Ziele und Aktivitäten der Hochschule erfolgt mit weniger Aufwand.
- Die öffentlich-rechtliche Verankerung bietet die stärkste Absicherung der Grundstrukturen.

Ich hoffe, mit dieser Zusammenstellung organisatorischer Forderungen auch etwas zur Diskussion über die Ausrichtung der geplanten Hochschule beitragen zu können. Wie gesagt, auch in „trockenen“ Organisationsüberlegungen können Utopien stecken. Ich denke, die Verknüpfung meiner Vorstellungen mit bisherigen und künftigen Diskussionsbeiträgen (etwa bezüglich der Standortfrage, Qualität und Umfang des Lehrangebots, der politischen Un/Abhängigkeit u. a.) ist von den Interessierten leicht selbst herzustellen.

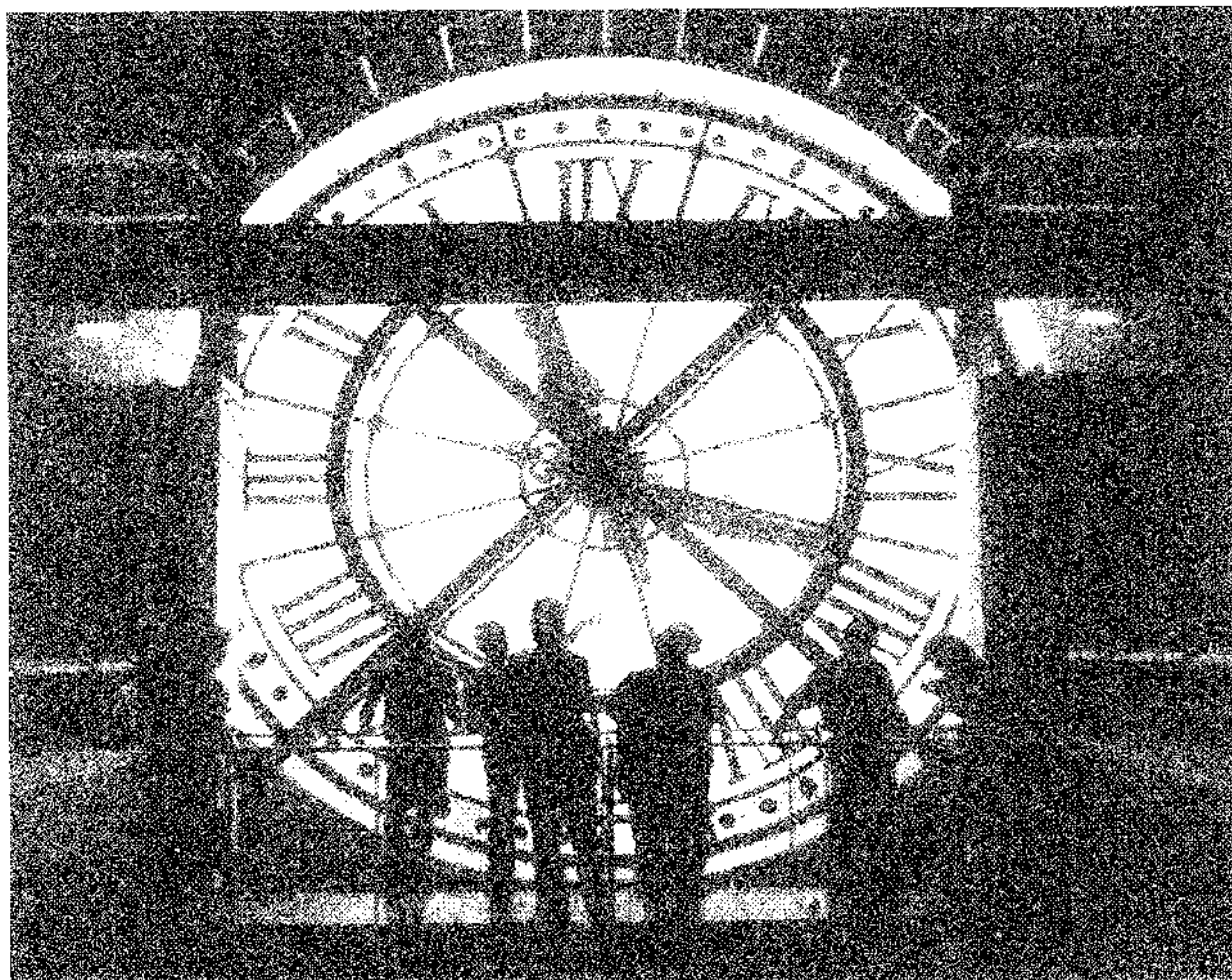
(Markus Costanza, aufgewachsen im Vinschgau, ist Mitglied des interuniversitären Instituts für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (IFF) der Universitäten Innsbruck, Klagenfurt, Wien.)

Anmerkungen

1. Vgl. dazu Koltmann (1994). Ulrich Teichler (Ebd., S. 29f.) sieht die Regionsuniversitäten bestimmt durch eine von den Metropolen entfernte Lage, gegebenenfalls durch besondere kulturelle und ethnische Minoritäten sowie allgemein durch Lokalität und Nutzenähe, auch bezüglich des Angebots.
2. Der Abgeordnete zum Europaparlament Alexander Langer meint, daß in Europa nach solchen Angeboten Bedarf besteht und daß in Brüssel ein Signal gegen die zunehmenden nationalistischen Tendenzen gesucht wird.

Literatur

- EU-Richtlinie 89/48/EWG vom 21. Dezember 1988.
- Hochschulbericht 1993, Band 2: Sonstiges Tertiar, Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Wien 1993.
- Paul Kullermann (Hg.): Regionsuniversitäten. (Klagenfurter Beiträge zur bildungswissenschaftlichen Forschung 28) Klagenfurt: Kömiker Druck- u. Ver.-Ges., 1994.
- Das Land Südtirol, Hgg. v. der Südtiroler Landesregierung, März 1995.
- U. Runggaldier, C. Tippeiner, K. Zeller: Gutachten zur Freilegung einer universitären Struktur in Südtirol. Meran, Innsbruck, Wien: April 1992.



Bolzano e l'università, una storia lunga vent'anni

Paolo Prodi

Intervento alla tre giorni sull'università in Alto Adige organizzata dall'ASUS/SH dal 14 al 16 dicembre a Bolzano

Io qui rappresento in qualche modo la memoria storica di un tentativo compiuto per la costruzione di un'università regionale con sede a Trento e a Bolzano, di cui si parlò nel corso della "Studententagung" del 26-28 settembre 1974. Sono passati vent'anni dalla mia prima relazione sull'università a Bolzano e credo che i presupposti che io esprimevo proprio a quel 17. convegno di studi della "Südtiroler Hochschülerschaft" siano ancora validi. Presupposti di tipo politico naturalmente, cioè la crisi dello stato nazionale che ormai si intravedeva nel '74 ma che a mio avviso ha raggiunto in quest'ultimo ventennio uno sviluppo che io stesso non avrei pensato, che lascia spazio per una Europa delle regioni. Un secondo presupposto politico è che in questa situazione le regioni di confine, da zone depresse e di conflitto si trovavano improvvisamente ad avere un

patrimonio, proprio dalla convivenza, del bilinguismo, che le poneva per la prima volta in posizione di superiorità rispetto alle altre zone di questa nuova Europa delle regioni. Poi c'era la chiusura del Pacchetto, trascinata a lungo negli ultimi decenni, ma che aveva concluso la fase acuta del conflitto. Anche i presupposti culturali sono ancora validi come vent'anni fa. Quali erano? Sostanzialmente, un'idea di università non come una cosa immobile, che sia stata sempre uguale, bensì una cosa dinamica, una realtà che è cambiata lungo i secoli nei suoi periodi di crisi e che per sopravvivere oggi deve trovare una internazionalità. Un secondo presupposto era che l'università è caratterizzata dalla simbiosi tra didattica e ricerca e solo in una "Mischung" di questi due elementi scatta quella scintilla che è l'università, in cui il sapere si trasmette non come

nozioni per una formazione professionale di alto livello, ma come interrogazione sull'indagine della realtà scientifica, nel senso delle scienze naturali o delle scienze umane. L'università deve servire come centro di riferimento di una comunità in modo continuo, i pedagogisti la chiamano educazione permanente, io credo che bisogna usare termini più ampi, l'università è il punto in cui la società ha la sua coscienza critica, come riflessione sul proprio essere e sui problemi che la scienza pone.

All'epoca i termini della discussione erano che a Trento avrebbero dovuto svilupparsi due poli che già allora esistevano nella Libera Università, il polo socio-economico e quello delle scienze fisiche, matematiche e naturali, mentre a Bolzano dovevano essere creati altri poli, a sfondo letterario storico filologico pedagogico, quindi delle scienze e giuridico. Allora si parlava di Friburgo già come grande esempio, della parità dei gruppi e della rotazione nelle cariche accademiche, del bilinguismo, della circolarità dei docenti. Le previsioni di sviluppo, che io facevo allora e che mi furono contestate, erano di circa 10.000 studenti: lo adesso rilevo che peccavo di eccessiva prudenza perché solo l'università di Trento ha superato i 12000 studenti, con una forte attrazione anche dall'area di Bolzano e anche dal gruppo sudtirolese. Quindi quando mi si diceva che la regione era troppo piccola per un'università avevano torto. In realtà le obiezioni furono sul piano politico. La Giunta provinciale di Bolzano ratificò nel 1975 la rinuncia dell'università di Bolzano dando via libera allo sviluppo dell'università di Trento. Ora che si affronta di nuovo lo stesso problema con una nuova generazione credo che sia necessario cercare di fare qualche analisi per andare avanti e per non ripetere gli errori del passato ed essere coscienti delle difficoltà. L'effetto di una "Mischung" che era la base di opposizione della Südtiroler Volkspartei era, è un timore ancora oggi valido, anche se purtroppo non inferiore ai timori che possono derivare dal processo di omogeneizzazione delle culture, di schiacciamento delle culture periferiche derivante invece dai grandi mass media, dalla televisione. L'omogeneizzazione non viene dallo studio critico, ma dalla banalizzazione del messaggio attraverso i mass media. Una seconda responsabilità è stata certamente quella della Südtiroler Volkspartei che non ha voluto rischiare, non solo per il timore dell'italianizzazione, ma anche credo per la paura dell'ingresso a Bolzano della grande cultura austriaca - tedesca, con tutti i suoi problemi, che erano quelli degli anni seguenti il '68. Un terzo livello di responsabilità va ricercata anche nella passività del gruppo linguistico italiano di Bolzano, che certo avrebbe applaudito l'istituzione di un'università italiana, ma che rimase abbastanza freddo, salvo qualche eccezione, di fronte a una università bilingue e paritetica nella quale sarebbe stata impossibile aver spazio senza una parità sostanziale con l'altro gruppo linguistico, per cui ci sarebbe stata un'ufficializzazione a livello nazionale, non solo a Bolzano, della lingua tedesca. Un quarto punto: a livello trentino, con il Presidente Kessler, si approfittò con grande prontezza del veto della "Südtiroler Volkspartei" all'università a Bolzano, per attirare tutte le facoltà a Trento, per inserirsi nelle nuove fondazioni universitarie italiane degli anni

'70, attirando in città un fiume di intelligenza e di denaro, che in ogni caso ha trasformato il volto della città. Tornando ai giorni nostri, dal punto di vista internazionale, con l'entrata dell'Austria nell'Unione Europea siamo in un momento unico e con l'unificazione tedesca e quindi l'ingresso in occidente dei Länder dell'Est mi pare che ci sia un nuovo elemento di enorme importanza per noi e che sia proprio stato trascurato in questa riflessione sull'università.

Gli scenari possibili che si prospettano in questo momento sono:

- A) Ricercare nuove linee di sviluppo negli spazi lasciati ancora vuoti dall'università di Trento: i corsi di laurea per insegnanti elementari, alcuni corsi di diploma, ecc. I limiti di questa proposta mi sembrano evidenti. Nascerrebbe una struttura di serie b, anche se collegata con Trento e Innsbruck, proprio perché né a Innsbruck né a Trento vedrebbero con piacere la nascita di una struttura autonoma, ma soprattutto le mie preoccupazioni sono basate sul sistema universitario italiano. Anche se nascesse una libera università, sostenuta da un consorzio locale sia per lo status giuridico dei docenti, per il reclutamento dei docenti, sia per i ruoli legali dei titoli di studio, di fatto sarebbe sottoposta ai legami che avvengono l'università italiana.
- B) Puntare tutto su alcune strutture postuniversitarie di alto livello, di didattica e di ricerca altamente specializzate, quali diritto comunitario europeo, linguistica comparata. Questo aspetto può essere molto attraente, ma non coinvolge molto la società nel suo insieme e non credo che sia percorribile, perché questi centri di eccellenza non possono vivere senza un humus universitario completo, cioè nascono bene vicino a centri universitari dove siano presenti le discipline di base. In ogni caso l'impatto di queste strutture superspecialistiche sul territorio risulta minimo rispetto alle risorse finanziarie impegnate.
- C) Sviluppare ulteriormente l'esperienza, che Bolzano conosce bene, di corsi tenuti qui da professori dell'università di Innsbruck o di Trento o altre. Ciò può servire per rispondere a urgenze immediate, ma non può costituire un piano per lo sviluppo della comunità regionale nel suo insieme. In ogni caso questi corsi vanno visti anche positivamente, perché possono presentare un avvio, però devono essere progettati con questo tipo di consapevolezza, tenendo ben presente quali possono essere gli interessi concorrenziali delle università fraterne o lontane, che vedono qui la possibilità di estensione della propria sfera di influenza (Università di Bolzano come "colonia").
- D) Ovviamente ho tenuto per ultima la possibilità che invece io vedrei meglio, facendo leva davvero su questa vocazione europea di Bolzano, come punto di incontro della cultura germanica e

quella italiana, che è proprio l'esatto contrario dell'assimilazione, cioè un incontro che si basa proprio sull'alterità delle due culture. Si tratta di una proposta forte che deve partire quindi da Bolzano non sommessamente e che deve investire vasti settori della scienza e della cultura e dell'economia europea: diritto comparato europeo,



il diritto comunitario, la linguistica, l'arte, la musica ecc., una nuova stazione sperimentale sulla base della parità linguistica e della circolazione di studenti e docenti delle due aree. Si tratta di seguire, con sviluppo più concreto, la strada aperta dall'Istituto Europeo di Firenze che vide proprio la luce 20 anni fa, con finanziamenti della Comunità Europea. Si parla tanto di strade, ferrovie

ad alta velocità, di congiunzione europea, io penso che un progetto del genere potrebbe inserirsi almeno in questa grande progettazione di una rete internazionale. Noi vediamo le interessanti esperienze che si fanno con scambi di docenti e di studenti attraverso i progetti Erasmus e le centinaia di miliardi che si impegnano in questi progetti: l'università a Bolzano come Istituto Europeo avrebbe un impatto molto più grande e con costi relativamente minori. Quindi un esperimento che venga chiaramente posto sulla base di un accordo internazionale al di fuori del sistema universitario italiano, con una sua selezione dei docenti garantita da commissioni internazionali, che mira ad un bacino d'utenza più ampio di quello della valle dell'Adige anche se fortemente innestato nella più valida tradizione regionale, che vede la partecipazione delle università vicine di Trento e di Innsbruck, ma in una posizione paritetica e dotata di una propria robusta struttura di tipo scientifico e per la didattica ... Per l'Italia, particolarmente dopo l'unificazione tedesca si tratta, a mio avviso, di saldare l'aggancio con la Mitteleuropa che si sta pericolosamente sfilacciando, per la regione si tratta di consolidare sul piano culturale delle realtà concrete superando l'erapasse politico.

Trattandosi di una proposta a livello così alto non si può che pensare ad un coinvolgimento in prima persona della Provincia Autonoma di Bolzano ed ad una proposta in ambito delle trattative italo-austriache che si allarghi poi alla CEE. Io penso che dal punto di vista tecnico non vi siano grossi problemi anche se già esistono finanziamenti per l'Istituto universitario Europeo di Firenze, il quale però si muove in un ambito di studi storico-politico-economici, ma anche se poi si andasse sulle stesse tracce non c'è problema, non sarebbe una concorrenza per nulla nociva. Ma sono ancora totalmente aperti i campi linguistici, storico, artistici ... Io non vedrei in ogni caso dei problemi di tipo pratico, se la decisione fosse presa a livello politico. Io penso che per il Sudtirolo questo puntare alto potrebbe essere una grande soluzione anche per i problemi interni di convivenza. Occorrerebbe naturalmente coraggio per tutti, anche per gli italiani.

Sintesi degli interventi del Prof. Paolo Prodi nel corso del dibattito seguito alle relazioni

Se i corsi di diploma o di specializzazione sono fatti da soli secondo me c'è il rischio proprio che in qualche modo venga predeterminata una struttura che io chiamavo di serie b, da cui sarà difficile poi saltare fuori. Però ovviamente se mi si dice: qui non abbiamo dentisti o non abbia-

L'università è il punto in cui la società ha la sua coscienza critica come riflessione sul proprio essere e sui problemi che la scienza pone

mo specialisti per il turismo, può darsi che sia urgente fare questi corsi. A mio avviso se una comunità "Gemeinschaft" vuole essere in qualche modo in colloquio con le culture in questo pianeta che si sta unificando, in un colloquio quindi non solo passivo di ricezione, ci troviamo sempre più innestati in questa enorme rete. Se in una società (e qui appunto si vede come i confini non confinano più quasi niente) contano i sistemi di

relazione, allora una società ha bisogno di avere una struttura che in qualche modo dall'interno la ponga in grado di dialogare con le altre strutture del mondo contemporaneo, di interagire. Naturalmente questo costa e quindi è un calcolo: mi sembra che Trento sia una struttura periferica del sistema universitario italiano e quindi ci sia lo spazio a Bolzano per un'esperienza di tipo diverso, che non sia dentro il sistema universitario italiano. Penso che vi sono anche energie economiche che possono venire per questo progetto dal mondo tedesco e dal mondo italiano più generale. Un investimento su Bolzano avrebbe delle ricadute sul sistema scientifico italiano, sull'insieme dell'economia italiana. D'altra parte posso pensare che un interesse analogo ci sarebbe anche nel mondo tedesco perché i ritmi dell'esportazioni verso l'Italia, la posizione dell'Italia nei confronti del mondo mediterraneo, non sono cose astratte ma interessi fortissimi, che meritano un investimento adeguato. Questo ponte fra le due culture manca. Abbiamo sentito la funzione a Friburgo della lingua inglese come nuova lingua che amalgama. Ovviamente lo sappiamo che i nostri ragazzi preferiscono studiare l'inglese, perché c'è questa funzione internazionale che ha la sua validità e che deve avere un suo spazio. Però c'è bisogno in qualche modo anche di un canale diretto tra questi mondi scientifici e culturali che sono quello tedesco e quello italiano: la crescita di una certa struttura a Bolzano avrebbe un rilievo politico di grande livello europeo. Non mi sembra un'utopia questa perché corrisponderebbe a grandi interessi. La differenza tra utopia e il progetto realizzabile è proprio che deve coinvolgere le grandi idee con dei grandi interessi. Quindi io credo che non sia utopia, che qui ci siano degli interessi che possono e debbono essere coinvolti.

La soluzione di corsi di formazione per docenti elementari soltanto o postuniversitari si prestano a una presenza del potere politico che può diventare una tutela ... Non credo che lo Stato italiano possa essere un punto di riferimento e di garanzia particolarmente in questo momento. Sembrerò molto scettico su questo ma penso davvero che oggi ci troviamo con facoltà, corsi di laurea, dipartimenti uno sull'altro in una confusione diabolica. Un forte accento europeo in questo quadro dell'Europa delle regioni ci farebbe diventare in qualche modo padroni di noi stessi, non in modo velleitaristico ma fornendo un servizio in termini di interessi, di economia, di sviluppo oltre che culturali in senso stretto. Questo naturalmente può essere malvisto da Roma perché ovviamente rischia di perdere il controllo, è malvisto certamente da grandi corporazioni delle scuole universitarie italiane perché se si facesse una selezione dei docenti che comprendesse an-



che il mondo tedesco e quello austriaco, si vedrebbero tornare tutti i grandi caposcuola di Milano o di Bologna o di Padova e può essere anche malvisto da politici locali miopi.

In questa situazione aggrapparsi allo statalismo è compiere l'azione più rischiosa e più pericolosa. L'unica strada è andare avanti e cambiare la politica proprio anche attraverso questo rinnovamento di tipo culturale. E' vero che Bolzano può essere chiusa come si dice, ma vi assicuro che Trentino vent'anni fa era molto più chiusa. Bolzano ha delle enormi potenzialità non espresse, scartance, ma esistenti. A Friburgo e qui in un'università, il rapporto tra docente e studente non è solo durante l'ora di lezione, ma diventa la presenza del docente all'interno di una società, la scommessa è che cambia la società. Aggrapparsi allo Stato vuol dire semplicemente voler tornare indietro, col ricorso a strutture centralizzate non si risolvono i problemi esistenti. Un vero sviluppo culturale porta anche al rinnovamento della politica. Se un docente risiede qui, non solo fa la lezione, ma alla sera va a dibattere con gli studenti, si trova all'osteria, fa e cambia la politica, non sarà questione di un anno o due, sarà di dieci, di venti, però si deve pensare a questo.

Propongo di chiedere che venga istituita una commissione da parte delle conferenze dei rettori austriaci, tedeschi e italiani, a cui venga conferito un incarico di elaborare il problema. Questo darebbe delle garanzie rispetto al potere politico locale, rispetto al sistema statale universitario italiano perché ci sarebbero i rettori tedeschi.

Le possibili gelosie di Trento e di Innsbruck sono basate su interessi concorrenziali molto forti e in due direzioni, da una parte cercare di metter le mani su Bolzano per potere appunto inviare qui i propri docenti e l'altro interesse, che purtroppo si combina con il precedente, è di mantenere il bacino di utenza nelle proprie mani. Si sostiene la nascita di strutture universitarie a Bolzano finché questa non diventa concorrenza ma la resistenza crescerebbe fatalmente se queste strutture si dovessero rivelare concorrenziali: per questo dobbiamo cercare la linea che trovi minor resistenza, facendo una cosa sperimentale, lavorando su un bacino ampio d'utenza di modo che nessuno si senta minacciato dal vicino; è allargando le aspirazioni che si viene un po' a indebolire questa gelosia del tutto naturale delle università vicine.

(Paolo Prodi, ex rettore dell'Università di Trento e direttore dell'Istituto Trentino di Cultura italo-germanico)



Die zweisprachige Universität Freiburg in der Schweiz

Walter Müller

Referat vom 15. Dezember während der von der SH/ASUS veranstalteten
Tagung "Universität in Städtrol" (14. 16.12.1994)

Bevor ich in „*medias res*“ gehe, möchte ich, damit die Position der mehrsprachigen Universität in unserem konkreten Fall deutlich wird, einige spezifische Grundstrukturen des linguistischen, konfessionellen und des politischen von Freiburg in der Schweiz beleuchten.

Geschichtliche und kulturpolitische Voraussetzungen der Universität

Die nähere geographische Bezeichnung von Freiburg heißt Freiburg im Üchtland. Das Üchtland war ein Teil des alten Königreiches von Burgund, ich komme darauf zurück. Seit der Stadtgründung im 12. Jahrhundert war und blieb Freiburg zweisprachig. Westlich der Stadt beginnt das französischsprachige Territorium, östlich der Stadt das deutschsprachige. Die Stadtgründung Freiburg wurde mitten auf der damals bestehenden Sprachgrenze vollzogen, die sich bis heute nur unwesentlich verändert hat. Auch wenn die Schweiz bekannt ist für die Beständigkeit ihrer Strukturen, liegt jedoch hier ein besonderer Fall vor. Andere Sprachgrenzen in der Schweiz haben sich auch in jüngerer Zeit wesentlich verändert. Unsere Sprachgrenze entstand bereits an der Wende von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Es ist wichtig zu sehen, welche Klammern halfen die Stabilität der Zweisprachigkeit zu erhalten. Da ist einmal zu erwähnen, daß Freiburg als Hauptort des gleichnamigen Kantons, sein Geschick selbst bestimmte, also auch seine Sprachpolitik. Territoriale Gemischtsprachigkeit ist in Freiburg als Dauerzustand ein urbanes Phänomen.

Eine wichtige Klammern bot bis in jüngste Zeit die katholische Konfession. Freiburg lag als katholisches Gebiet von protestantischem Gebiet umgeben. Freiburg wurde deshalb eine Enclave der Katholiken im protestantischen Gebiet. Als wichtiger Stützpunkt der Gegenreformation vereinte der gemeinsame Glaube über die Sprachgrenzen hinweg. Diese Lage war noch bestimmend zur Zeit der Gründung der Universität 1889. Sämtliche bestehenden Universitäten der Schweiz lagen damals in protestantischen Kantonen. Die Regierung des Kantons Freiburg gründete eine Universität, um für den katholischen Volksteil der Schweiz eine Universität zu schaffen.

Heute zählt die Universität ca. 8000 Studierende, davon ca. 1500 aus dem Ausland. Diese haben ungefähr 99 verschiedene Nationalitäten.

Die Zweisprachigkeit der Universität Freiburg/Fribourg ist weder bei ihrer Gründung 1889 noch im Universitätsgesetz von 1899 oder dessen Ergänzung von 1970 ausdrücklich verankert worden. Sie war im Gründungsvorgang impliziert. Seit die Reformation die Großstädte erfaßt hatte (mit Basel als damals einziger Universität) und in der Folge des politischen Radikalismus die Neugründungen in Zürich, Bern und Gené prägte, ging es um eine Hochschule für den katholischen Volksteil bzw. die konservativen Kantone der Schweiz. Daß schließlich Freiburg (statt z. B. Luzern) diese Gründung vollzog, hatte auch aber, nicht nur mit seiner Lage an der Sprachgrenze zu tun.

Die Zweisprachigkeit der Universität Freiburg

Obwohl das „Milieu“ der jungen Universität aus allen vier Sprachregionen des Landes vertreten war, dominierte zunächst ihr internationaler Charakter. Dozentensuche im Ausland mangels eigener Wissenschaftler, entsprechende Zuwanderung ausländischer Studierender sind die Gründe dafür. Deutsch und Französisch als Unterrichtssprachen waren orts- und nachfragebestimmt. Sonst waren neben Deutschland, Frankreich und Österreich auch Italien, Belgien, Holland und Osteuropa präsent. International war und ist vor allem die theologische Fakultät, die bis 1965 lateinisch unterrichtete. Danach allerdings wurde sie auf zwei fast vollständige Sprachabteilungen ausgebaut. Das akzentuierte zwar den „Bilinguisme“, aber auch eine gewisse deutsch-französische Dualität. Die Zusammensetzung der Studentenschaft ist übrigens nicht restlos ausgewogen. Fast die Hälfte ist deutscher, etwas über ein Drittel französischer Muttersprache. Es ist der Anteil von Studierenden anderer Muttersprachen, der einen Ausgleich zugunsten der französischen Unterrichtssprache herstellt. Gegenwärtig sind 11% der Studierenden italienischsprachig; sie kommen hauptsächlich aus dem Kanton Tessin.

Die Faktoren Bevölkerungs-Durchmischung, Pluralisierung und Säkularisierung sowie die Verbreiterung der Finanzierungsbasis haben die ursprüngliche weltanschaulich-kulturpolitische Legitimationsbasis der Uni Freiburg relativiert bzw. erweitert. Starke Wachstumsschübe in der



Nachkriegszeit und in den letzten 5 Jahren haben die einstige Minderheits-Universität zu einer im schweizerischen Maß mittelgroßen Hochschule gemacht. Daran sind fachliche „commes of excellence“ und örtliche Vorräte beteiligt, aber – nach statistischen Indizien – auch die Zweisprachigkeit. Als Beispiel kann man den auffallenden Zuwachs an Tessiner Studierenden nennen. Diese haben im Blick auf ihre Laufbahn zwischen drei Sprach-, Kultur- und Wirtschaftsräumen einen Entscheid zu treffen, den sie in der Studienzeit offen halten oder überbrücken können, wenn sie Freiburg wählen.

Im Rahmen der schweizerischen Hochschulplanung diskutiert die Universität Freiburg derzeit ihr Profil im Rahmen der schweizerischen Hochschulplanung, in Hinblick auf ein eigenes Leitbild und im Zuge einer Totalrevision des Freiburger Universitätsgesetzes. In allen drei Bereichen gibt es eine starke Tendenz, die Zweisprachigkeit als Wesensmerkmal dieser Hochschule und als zeitgewäßen Bestandteil ihres Auftrages effektiv festzuhalten. Wie schon eingangs erwähnt, ist bis jetzt nirgendwo in den offiziellen Dokumenten von einem Auftrag der Zweisprachigkeit oder einer Verpflichtung der Zweisprachigkeit die Rede, es ist einfach schlicht die Praxis.

Interessant ist dabei, daß die juristische Minimalformel „Unterrichtssprachen sind Deutsch und Französisch“ in jeder Diskussion erweitert wird im Sinne der Pflege und Begegnung einer Mehrzahl von Kulturen. Das hat in Freiburg zunächst mit deren effektiver Präsenz zu tun. Die italienische und rätoromanische Schweiz sind gut vertreten, international sind iberische und skandinavische Sprachen präsent, Studierende aus Osteuropa, Afrika und Asien sind nicht zu übersehen.

Man spürt auch ein gewisses Bedürfnis, die Zweisprachigkeit im Sinne der Polarität zweier Landesteile bzw. Kulturbereiche abzudecken. Die „plurikulturelle Mission“ der Hochschule wird sie – neben der komplexeren Sprachsituation des Landes – vor dem Schicksal der ehemals zweisprachigen Universität Leuven/Louvain in Belgien bewahren, die an rein innerpolitischen Konflikten auseinandergebrochen ist.

Die Zweisprachigkeit im Lehrangebot

Ich möchte mich jetzt der Zweisprachigkeit im Lehrangebot zuwenden. Was man eine „Parallelenstruktur“ nennen kann, hat sich wie erwähnt in der Theologischen Fakultät aber auch in der Rechtswissenschaftlichen sowie der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ergeben. Hier haben Studierende im obligatorischen Pensum Anspruch auf Ausbildung in ihrer Muttersprache und in deren kulturellem Umfeld. Dennoch bleibt ein Ganzes im Blickpunkt: Gleichnamige Lehrstühle beider Sprachen sollen wissenschaftlich nicht identische, sondern ergänzende Schwerpunkte haben; einzelne Fächer werden von einem zweisprachigen Professor betreut oder erfordern Sprachhilfe durch Assistenten und Assistentinnen.

Eine differenzierte Struktur hat naturgemäß die Philosophische Fakultät, in der zunächst die verschiedensten Kulturen, Sprachen und Literaturen ihr Eigenleben führen. Zu verteilten Akzenten kommt es zwangsläufig in der Gliederung verschiedener Geschichtsepochen bei den Historikern und in der Besetzung kleinerer Fächer. Ein Ausgleich ist oft nur in Ausbanschriften möglich, z. B. wenn ein einziger Kunsthistoriker durch einen Mediävisten (deutsch) und einen „Modernen“ (französisch) ersetzt wird. Einseitigkeiten sind teils durch starke Gründungsimpulse, sprich starke Persönlichkeiten (Heilpädagogik), teils durch die Nachfrage entstanden (Pädagogik, Psychologie). Dabei spielt eine Rolle, daß die Westschweiz eine deutlich höhere Hochschuldichte aufweist als die Deutschschweiz.

In den Naturwissenschaften, die sich ja wesentlich in Zahlen, Formeln und Fakten äußern, könnte man eine „neutralere“ Einstellung zum Sprachengewicht erwarten, was aber nicht zutreffen muß. Über Generationen war in Freiburg festzustellen, daß aus den lateinischen Sprachregionen weniger Studierende und Professurkandidaten an den exakten Wissenschaften interessiert waren als im „germanischen“ Kulturkreis. Inzwischen räumt man ein, daß gerade das Lehrangebot dieses Ungleichgewicht korrigieren sollte. Die Uni Freiburg hat dem Rech-

nung getragen, in dem das Französische bei Berufungen durch den Einsatz von Skripten und durch die Lehrhilfe französischsprachiger Assistenten und Assistentinnen gefördert wird.

Finanzielle und strukturelle Folgen der zweisprachigen Lehre

In jedem Fall muß dem finanziellen und betrieblichen Aspekt der zweisprachigen Lehre die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden. In den wachstumstarken Bereichen wie Rechts- und Wirtschaftswissenschaften hat die „Verdoppelung“ noch für einige Zeit den Vorteil vertrießbarer Beireuungsverhältnisse gewährleistet. Inzwischen ist auch dort die Reizschwelle überschritten; wo aber zusätzliche Lehrstühle notwendig werden, muß der „quantitativen Druck“ häufig einen parallelen Ausbau in beiden Sprachen rechtfertigen. Andere Fachbereiche, deren Studierenden-Zahl etwa konstant geblieben ist, geraten unter Kostendruck, weil ihr durch die Zweisprachigkeit bedingtes Verhältnis von Dozierenden zu Studierenden im Zeichen der Finanzknappheit luxuriös wirkt. Dieses Kriterium spielt auch eine wichtige Rolle bei den regionalen und gesamtschweizerischen Koordinationsbestrebungen, die immer wichtiger werden.

Im Leitungs- und Verwaltungsbereich spielt der Übersetzungsaufwand der zweisprachigen Universität eine nicht zu unterschätzende Rolle. Eine große Zahl von Schriftstücken muß zwingend in beide Sprachen übersetzt werden, z. B. Gesetze, Verordnungen, Statuten, Studien und Prüfungsreglemente, Studienführer und allgeroene Informationsprospekte. Ein noch größerer Kommunikationsbereich hängt von der zumindest passiv gegebenen Zweisprachigkeit des Zielpublikums ab. Diese wird in Freiburg bei der Abfassung der Korrespondenz und bei öffentlichen Vorträgen und Anlässen vorausgesetzt: Grundsätzlich schreibt und redet jedermann in seiner Muttersprache, bei größeren Anlässen sorgen jedoch die Amtsträger wenn nötig für den Ausgleich, indem sie sich der Fremdsprache bedienen. Der Presse- und Informationsdienst produziert alle Medienkommunikus in beiden Sprachen, einen breit gestreuten „Newstetter“ zudem in Italienisch; die Beiträge in der Hauszeitung „Uni-Reflets“, im „Memento“ (Veranstaltungskalender) und in der Quartalszeitschrift „Universitas Friburgensis“ sind dagegen sprachlich gemischt und in der Regel auch nicht mit anderssprachigen Zusammenfassungen versehen.

Um Ausbau- oder Rationalisierungsprobleme in einzelnen Fakultäten und Fachbereichen differenzierter zu lösen, kann man – bei gleichen fachlichen Voraussetzungen – zweisprachige Professoren/Professorinnen bevorzugen. Diese müssen freilich ein etwas höheres Stundenpensum auf sich nehmen, aber dieses steht in der Hochschuldiskussion ehedehin zur Debatte. Es kommt dabei nicht darauf an, ob die Fremdsprache akzentfrei gesprochen wird, wichtig sind die Vermittlung der Fach-Terminologie in beiden Sprachen und das Verständnis für die jeweilige kulturelle Einbettung des Faches.

Ebenso wichtig ist aber die Einstellung der Studierenden zur Zwei- oder Mehrsprachigkeit. Die zweisprachige Universität ist dringend interessiert daran, daß der Anfangserfolg von ERASMUS und von bilaterale Austauschabkommen zu einer Breiten-Entwicklung führen.

Ihre Studierenden und Gäste sollen ein fremdsprachiges Angebot nicht als Zumutung sondern als Bereicherung empfinden. Die Universität Freiburg setzt sich in diesem Bereich besonders stark ein und will Voraussetzungen schaffen, denen nun der nächste Abschnitt gilt, nämlich die Zweisprachigkeit in der Studiengestaltung.

Chancen und Grenzen des Brückenschlages

Die Universität Freiburg hat in einzelnen Fakultäten (Rechts- und Wirtschaftswissenschaften) das zweisprachige Lizentiat mit entsprechender Erwähnung in der Urkunde eingeführt und hofft es weiter zu entwickeln. Es setzt voraus, daß Absolventen und Absolventinnen eine Mindestzahl von Fächern in der zweiten Sprache belegen und auch in dieser Sprache geprüft werden. Das Angebot wird zunehmend genutzt; es verspricht in einem mehrsprachigen Land einen Vorteil bei der Stellensuche. Wichtig ist dabei ein gewisses Verständnis der Lehrenden und Prüfenden für die anderssprachigen Kandidaten, die ja ihren Kulturkreis nicht wechseln, sondern erweitern wollen. Dasselbe gilt ja auch im Rahmen des europäischen und internationalen Austausches. Es gilt hier die Kunst der Unterscheidung zwischen der fachlichen und der sprachlichen Kompetenz zu fördern.

Nach denselben Grundsätzen muß es, wie bisher, auch in Zukunft möglich sein, gewisse Nebenfächer nur in einer Sprache anzubieten. Nach allgemeiner Erfahrung kann ein Nebenfach für Hochschulabsolvent(inn)en später zum Hauptberuf werden. Wir kennen in Freiburg Fälle, wo dies auch für ein fremdsprachiges Nebenfach gilt.

Eigentlich gilt es wohl als kulturpolitischer Imperativ, daß die zweisprachige Universität keinen Zwang zum Sprachwechsel ausüben soll. Alle wesentlichen Studiengänge, die zur akademischen Berufsqualifikation führen, müssen beiden Sprachgruppen zugänglich sein. In der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, die mit möglichst wenig Stellen ein breites Spektrum von Spezialitäten anbieten muß, sind die Studierenden allerdings gezwungen, Lehrveranstaltungen in beiden Sprachen zu besuchen. Für die Examina können sie aber ihre Muttersprache wählen. Die Notwendigkeit, zwei Sprachen wenigstens passiv zu beherrschen, ist wohl der Grund dafür, daß diese Fakultät außer den Tessinern relativ wenige Studierende einer dritten Muttersprache hat.

Ansonsten wird von Studierenden anderer Muttersprache eine ausreichende Beherrschung des Deutschen oder Französischen verlangt. Sie müssen den Unterricht folgen sowie mündliche Prüfungen und gewisse schriftliche Arbeiten in einer der Unterrichtssprachen bestehen können. Es gibt aber Erleichterungen in Einzelfällen, mündliche Prüfungen in einer anderen Sprache und nach Absprache mit den Referenten öfter Lizentiats- und Doktoratsarbeiten z. B. in italienischer oder englischer Sprache.

Wir haben bereits gesagt, daß die Tendenz zur Internationalisierung der Studien und der akademischen Berufe der zweisprachigen Universität Auftrieb gibt. Und wir nehmen in Freiburg an, daß diesem Trend eine gewisse innere Integrationsbereitschaft der jungen Generation entspricht. Die Schweiz läuft mit ihren drei Amts- und vier Landessprachen wahrscheinlich weniger Gefahr, in eine bipolare Situation zu geraten. Deshalb können wir für eine „nur“ zweisprachige Region keine verbindlichen Aussagen ma-

chen, und deshalb haben wir auch auf das Gegenbeispiel von Leuven/Louvain hingewiesen.

Zwei- und Mehrsprachigkeit im Gemeinschaftsleben der Studierenden

Wer in den Pausenzeiten den Korridoren oder den Tischen der Cafeteria und der Mensa entlangwandert, stellt natürlicherweise die Gruppierungen nach Sprachen und Völkern fest. Das ist richtig und auch wichtig, weil dadurch die kulturelle Pluralität für jedermann unüberschaubar und unüberhörbar wird. Darüber hinaus gibt es zum Teil traditionsreiche organisierte Sprach- und Nationalgruppen der Studierenden.

Das Gruppierungsphänomen rechtfertigt sich aber erst dann, wenn es Gelegenheiten zur Begegnung anbietet. Beispiele dafür sind Theater, Musik- und Tanzaufführungen einzelner Gruppen für die (Uni-) Öffentlichkeit, ferner das jährliche internationale Kochfestival mit Dächern aus aller Welt, aber auch die wechselseitige Teilnahme an wissenschaftlichen oder kulturell-politischen Diskussionsveranstaltungen.

Mit aller gebührenden Zurückhaltung seien schließlich noch die interkulturellen persönlichen Beziehungen erwähnt, die von der dauerhaften Freundschaft bis zur Eheschließung gehen. Die mehrsprachige Hochschule kann hier zwar kaum Erfolgsgarantien geben, hat aber im Falle des Gelingens doch wohl Anteil am Brückenschlag in der Gesellschaft.

Wenn, wie in Freiburg, die automatische Mitgliedschaft der Immatrikulierten in einer statuierten Studierendenorganisation (AGEF, Association Générale des EtudiantEs de Fribourg) gegeben ist, eröffnet sich ein interessantes Feld der Konfrontation und Kooperation. Bei den Wahlen in Rat und Komitee der Studierenden, bei der Besetzung ihrer Organe (Redaktion der Zeitschrift, Wohn- und Sozialkommission, Vertreter in Uni-Gremien usw.) können neben gesellschaftspolitischen Tendenzen, etwa progressiven und auch konservativen, auch einzelne Sprach- und Kulturgruppen mehr oder weniger Einfluß gewinnen. Das kann mitunter zu Einseitigkeiten, Blockierungen und Krisen führen; es kann aber auch die äußerst positive Erfahrung einer „Minderheit im Dienste aller“ vorhersehen. Jedenfalls wird hier klar, daß die Mission einer plurikulturellen Universität von der Mehrheit der Studierenden mitgetragen werden muß.

Zwei- und Mehrsprachigkeit im Wissenschaftsbetrieb

Allgemein gesehen, muß man von der Tatsache ausgehen, daß die Spezialisierung im Wissenschaftsbetrieb auch eine weitgehende Selbstabgrenzung der Sprach- und Kulturbereiche nach sich gezogen hat. Lizentiats und Doktorarbeiten, aber auch Bücher vieler Professoren belegen in ihrem Anhang, daß praktisch nur die Literatur des eigenen Sprachbereichs in Betracht gezogen wurde.

Eine Sonderstellung nehmen allenfalls die Quellen und Publikationen in englischer Sprache ein, die als neue „lingua franca“ das mittelalterliche Latein ersetzt. Diese Tendenz ist in Mathematik, Medizin, Naturwissenschaften, Völkerrecht und Weltwirtschaft völlig legitim. In an-

deren Geistes- und Gesellschaftswissenschaften ist sie zumindest ambivalent (Geschichte, Pädagogik, Psychologie, Theologie usw.). In den nationalen Bereichen von Recht, Wirtschaft, Soziologie, Lehrerbildung usw. ist sie keine tragfähige Brücke.

Nach diesem summarischen Befund kann man die These wagen, daß gerade der Brückenschlag zwischen benachbarten Sprach- und Kulturkreisen in der wissenschaftlichen Produktion zu kurz kommt.

Zwar ohne einschlägige Untersuchungen, aber aufgrund der Beobachtung möchte ich behaupten, daß im letztgenannten Punkt die zweisprachige Universität Freiburg – unter schweizerischen und internationalen Gegebenheiten – eine überdurchschnittliche Integrationsleistung erbringt. Der Beitrag einer einzelnen Hochschule zum Gesamt-Klima der Wissenschaften kann freilich in den meisten Bereichen nur „zeugnishaften“ Charakter haben. Und doch gibt es Fälle, in denen eine Wirkung nachweisbar ist:

- Die Nachfrage nach Übersetzungen wissenschaftlicher Werke kommt im Beziehungsnetz der mehrsprachigen Universität schneller zum Tragen. Allerdings machen wir die Erfahrung, daß die Mittel dafür außerhalb des Universitäts-Budgets aufgebracht werden müssen.
- Wenn wesentlich interkulturelle Ansätze die Arbeit von Lehrstühlen, Instituten und Fachbereichen bestimmen, können sie in Freiburg besser gedeihen und nach außen glaubwürdiger wirken. Dafür haben wir Beispiele in Philosophie, Theologie, Pädagogik, Völkerrecht/Föderalismus, Regionalwirtschaft, Geographie und noch anderen Gebieten.
- Die mehrsprachige Universität und ihre Wissenschaftler werden in überdurchschnittlichem Maße von internationalen Fachverbänden und Kongressen in Anspruch genommen durch Präsiden, Sekretariate und durch Tagungsorganisationen.

Auch im zunehmenden öffentlichen Dienstleistungsbereich (Expertise, Beratung, Weiterbildung) der Universität scheint das Zutreten in den „weiteren Horizont“ der zweisprachigen Hochschule eher zu wachsen.

Abschließend möchte ich sagen, daß die zweisprachige Universität einen heute notwendigen Beitrag zum interkulturellen Brückenschlag leisten kann, sofern es ihr gelingt den Ausgleich zwischen dem Eigenleben verschiedener Identitäten und ihrer gegenseitigen Verständigung in der Wissenschaft und im Alltag der Gemeinschaft vorzuleben.

(Walter Müller ist Leiter der Kontaktstelle Regionen, Kantone, Institutionen der mehrsprachigen Universität Fribourg (Schweiz))



Welche Universität wollen wir?

Beitrag der
Uni-Kommission der SH/ASUS

Klaus Poncheri

Referat vom 16. Dezember während der von der SH/ASUS veranstalteten
Tagung "Universität in Südtirol" (14.-16.12.1994)

Mein Kurzvortrag verfolgt zwei Ziele: Ich möchte erstens, in groben Umrissen, die Grundlagen der Unithematik und kritisch ihre Entwicklung in den letzten zwei Jahren aufzeigen, auch um den Nicht-Insidern einen Überblick zu geben. Zweitens möchte ich Vorschläge und, wieso eigentlich nicht, Visionen, aber auch Bedenken und Ängste in den Raum stellen, welche die Uni-Kommission erarbeitet und ausgemacht hat. Die Uni-Kommission ist eine Gruppe von StudentInnen innerhalb der Südtiroler HochschülerInnenschaft, welche sich seit ungefähr zwei Jahren intensiv mit der Thematik befaßt. Also kurz zur jüngsten Geschichte: Die SVP hat, nachdem sie sich Jahrzehnte gegen die Errichtung einer Universität in Südtirol zur Wehr gesetzt hat, relativ plötzlich vor ungefähr zwei Jahren ihre Haltung geändert. Auslöser war wohl der Umstand, daß das Land durch das sogenannte Rubertigesetz, das staatliche Reformgesetz der Studienordnungen, unter Zugzwang gesetzt worden war, da mit diesem Gesetz die GrundschullehrerInnenausbildung und die pädagogische Zusatzausbildung der SekundarschullehrerInnen auf universitäres Niveau gesetzt wurden. Zudem wurden sogenannte „diplomi universitari“ eingeführt, besser bekannt unter der Bezeichnung „laurea brevi“, im Deutschen meist übersetzt mit dem Begriff „Fachhochschulcourse“. Diese Tatsache, daß also der Meinungsumschwung vordergründig auf diesen unaufschiebbaren Handlungsbedarf und nicht auf eine befürwortende Haltung zur Errichtung einer Universität zurückzuführen ist, erklärt vielleicht auch, daß der Begriff „Universität“ zu den verschiedensten Auslegungen Anlaß gab und daß Wortkreationen wie „universitäre Strukturen, Hochschulinstitut, Einrichtungen mit Hochschulcharakter, usw.“ zu kursieren begannen. Ein klarer Wille der Landesregierung ist ja bis heute nicht zu erkennen.

Zum Themenkomplex hat die Landesregierung im Frühjahr 1993 an der Europäischen Akademie eine Arbeitsgruppe eingerichtet, welcher Dr. Schmidt vorsteht. Diese Arbeitsgruppe hat auch eine Vorstudie erarbeitet, die es zwar seit über einem halben Jahr gibt, die bis heute aber der Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht worden ist. Im Juni 1993 hat dann die Landesregierung einen Landesgesetzentwurf beschlossen, der im wesentlichen auf eine Errichtung einer privatrechtlichen Struktur abgezielt hat, welche ausschließlich aus Landesgeldern zu finanzieren

gewesen wäre. Diesen Gesetzentwurf hat die Uni-Kommission der Südtiroler HochschülerInnenschaft sowohl in der Form als auch im Inhalt heftig kritisiert. Er wurde dann auch in der letzten Legislatur nicht mehr im Landtag eingebracht, letzte Äußerungen des Landeshauptmannes Durmwaldner nach der Romreise in Sachen Uni lassen aber erahnen, daß das Vorhaben der Errichtung einer privatrechtlichen Struktur weiterhin angestrebt wird.

Es wurden aber auch schon erste „universitäre“ Tatsachen in die Welt gesetzt. Beispiel hierfür ist die Tourismusschule in Brunico. Angefangen hat sie mit einem zweijährigen EG-Kurs, wurde aber damals schon als Fachhochschule präsentiert. Inzwischen scheint das dritte Jahr und der dazugehörige akademische Abschluß über die Gleichsetzung mit einem ähnlichen Titel der Universität Venedig gesichert, zu Kritik gibt die Einrichtung meiner Ansicht nach aber immer noch genügend Anlaß. So ist sie als Kleinstruktur mit nur 30 StudentInnen pro Studienjahr im Verhältnis zum italienischen Mittelwert ungefähr dreimal so teuer pro StudentIn. Zweitens können solche Strukturen gesellschaftspolitisch überhaupt nichts ausrichten. Drittens besteht die internationale Zusammenarbeit meines Wissens nur in der Zusammenarbeit einzelner Professoren aus Innsbruck mit der Universität Venedig – unter Internationalität verstehe ich aber etwas anderes. Viertens ist der Versuch gescheitert, auch Nicht-Provinzansässige als StudentInnen zu gewinnen – es handelt sich also um eine Einrichtung ausschließlich für SüdtirolerInnen. Und was für mich der mit Abstand negativste Aspekt ist: Es gibt keinerlei Verbindungen mit einem einheitlichen Uni-Projekt, es gibt in Südtirol überhaupt kein einheitliches Projekt.

Bei den Fachhochschulen für die Ausbildung der Fachkräfte im Sanitätsbereich verhält es sich etwas anders. Die Kurse sollen übrigens bereits im nächsten Jahr beginnen. Hier schließt sich eine Verknüpfung mit anderen in Südtirol noch zu errichtenden Fakultäten, und ich meine jetzt solche, die zum Magister führende Studienrichtungen anbieten, sehr wahrscheinlich an. Wenn ich also diesen Einrichtungen eine anfängliche Eigodynamik zugestehen, so möchte ich aber auch hervorstreichen, daß es nicht die Ausbildung des Krankpflegepersonals sein wird, die uns entscheidende Schritte Richtung „Universität“ voranbringen wird.

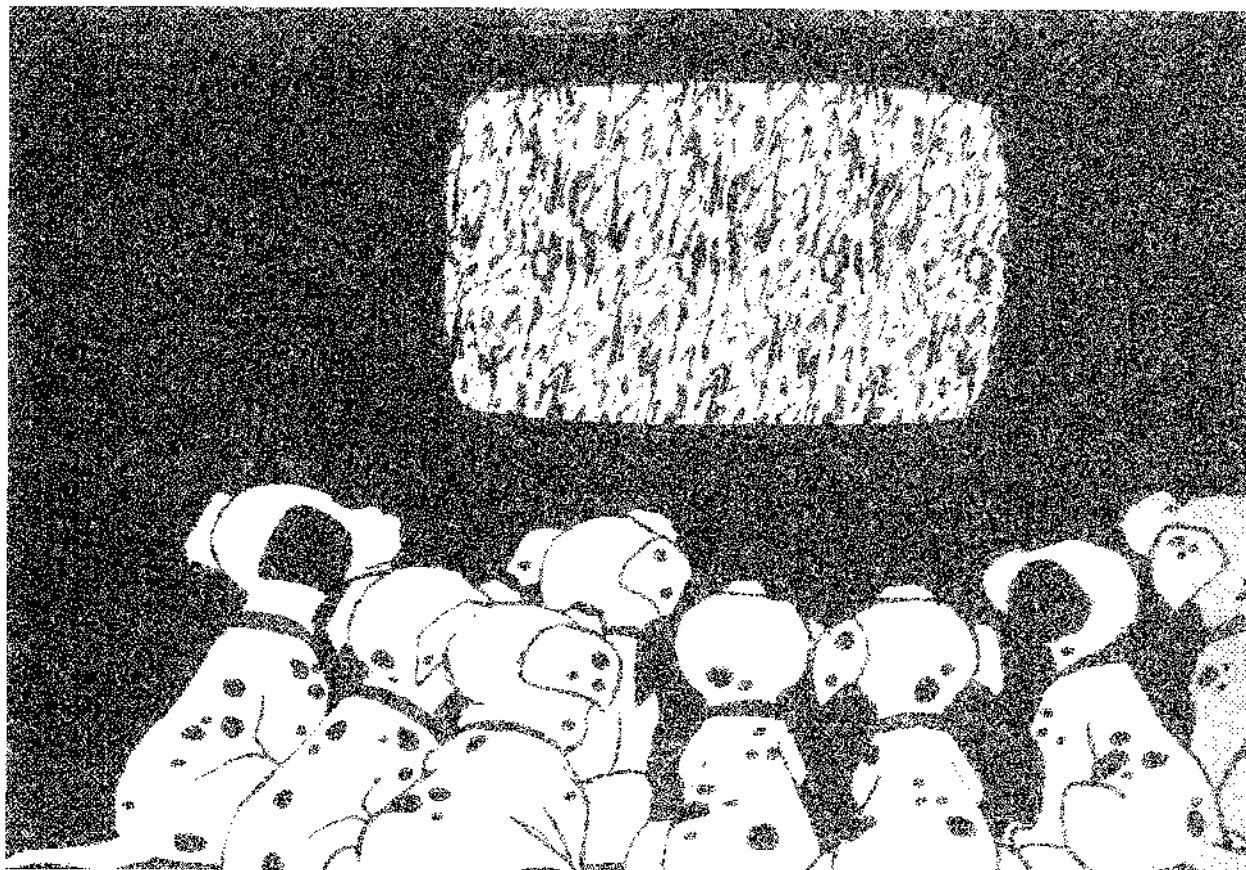
Im Bereich der Lehrerinnenausbildung ände ich schließlich eine Entscheidung der Landesregierung, die sie im Sommer bei der Klausurtagung in Dierenheim getroffen hat, besonders besorgniserregend und kontra-produktiv. Es wird anscheinend angestrebt, diese vierjährigen Magisterstudien, also kein Fachhochschulniveau, sondern richtige „corsi di laurea“, in einer eigenen Hochschulstruktur in Brixen anzubieten. Hinzu kommt die Absicht, nur einen einsprachig-deutschen Studiengang einzurichten. Die Zersplitterung, oder wie es der scheidende Rektor Innsbrucks Moser bezeichnet, die Verhüttelung des Bildungsangebots kann doch nur zur Folge haben, daß mehrere Einrichtungen, die allesamt nicht die „kritische Masse“ erreichen, die für eine Universität unabdingbar ist, nur eine Alibifunktion erfüllen, teuer sind und ohne Wirkung auf die Gesellschaft in Südtirol bleiben.

Somit möchte ich nun zu den Vorschlägen und Ideen übergehen, die die Uni-Kommission ausgearbeitet hat und die wir heute unter anderem auch zur Diskussion stellen wollen. Zum Stichwort „Rechtsform der Einrichtung“: Daß ich nicht viel von einer privatrechtlichen Universität halte, ist ja schon angeklungen. Es gibt in Italien nur vier davon, wobei in dreien ausschließlich Wirtschaft und eng damit verbundene Studiengänge angeboten werden. Die Wirtschaftskräfte, die dem Staat in diesem kleinen Bereich den akademischen Bildungsauftrag abnehmen, haben als Gegenleistung das von ihnen gewünschte Produkt „Student“. Der Student weiß das, verspricht sich die optimale Vorbereitung auf die Berufskarriere und läßt es sich gerne auch was kosten. Der Konkurrenzdruck, der auf der privatrechtlichen Uni lastet, sorgt zwar einerseits für Qualitätssicherung, andererseits kann er die Einrichtung aber zutiefst belasten.

Wenn man sich jetzt aber vorstellt, daß die Entscheidungsträger politische sind, die aber über diese privatrechtlichen Organisationsstrukturen verfügen, dann wird das Ganze äußerst gefährlich. Die Kontrollinstanz „Land“ kann die Universität nach Belieben ausbromsen und jede Eigendynamik im Kern ersticken. Mit einer „libera università“, wie die Privat-Unis auch bezeichnet werden, hat sie dann nicht mehr viel zu tun. Die privatrechtliche Uni hat aber auch andere Nachteile: Sie ist in vielen entscheidenden Belangen vom staatlichen Wissenschaftsministerium abhängig: So in der Studientitelanerkennung, im Dienstrecht der Dozenten, in der Professorenbestellung, usw.. Und was man nicht vergessen darf: Die Finanzierung beschränkt sich auf den symbolischen Betrag von einer Million Lire pro Student und Jahr. Wir fordern die Umdenken in diesem entscheidenden Punkt: Die Privat-Uni ist eine Sackgasse. Sie erscheint jetzt zwar leichter erreichbar, aber, was mich anbelangt, in letzter Konsequenz höher als noch eine Uni keine Uni.

Wir wollen eine öffentlich-rechtliche Struktur mit internationaler Trägerschaft. Das bedeutet im einzelnen: Ein bilaterales Abkommen zur Errichtung einer Internationalen Universität mit Sitz in Bozen zwischen Österreich und Italien, oder auch ein multilaterales Abkommen unter Hinzunahme etwa Deutschlands oder auch anderer Staaten. Als Beispiel für die Organisationsstrukturen kann das Europäische Hochschulinstitut Florenz herangezogen werden: Das Statut der Internationalen Uni wäre im Staatsvertrag schon vorgesehen und würde von einer paritätischen Experten-Kommission ausgearbeitet. Außer den Mitgliedsstaaten muß es für jeden Staat und somit für jede Universität möglich sein, eine Kooperation mit der Internationalen Universität Bozen einzugehen, auch was Austauschprogramme für Studentinnen und den Lehrkör-

Worauf wartet die Südtiroler Jugend?



per angeht. Die Finanzierung müßte der Kosten-Nutzen-Logik entsprechen, d.h. daß die Mitgliedsstaaten sich im Verhältnis der StudentInnenzahl an den Kosten beteiligen. Das Land müßte die „regionalen“ Einrichtungen wie Mensen, Heime u. ä. zur Verfügung stellen. Auch die Zuständigkeit für die baulichen Maßnahmen könnte in die Landeskompetenz fallen. Die oberste Ebene der Universität in Südtirol könnte ein Rat sein, in den die Mitgliedsstaaten und das Land Südtirol Mitglieder ernennen. Nach dem Motto: Die oberste Kontrollinstanz ist so heterogen, daß sie sich in ihrem Inneren selbst auch kontrolliert. Zudem müßte eine internationale und unabhängige Kommission von ProfessorInnen für die Berufungen des Lehrkörpers verantwortlich zeichnen. Die Anerkennung der Studientitel müßte durch eine Experten-Kommission der Wissenschaftsministerien der Mitgliedsstaaten erfolgen, d. h. daß der Studientitel, vielleicht mit Einschränkungen in der Wahl der Freifächer, in allen zwei oder drei Mitgliedsstaaten ohne jegliches Anerkennungsverfahren volle Rechtsgültigkeit besitzt.

Was sind die Vorteile einer solchen Universität?

Erstens eine starke und stabile Universität, welche sich neben den nächstliegenden behaupten kann. Auch wenn das diesen höchstwahrscheinlich weniger gefällt. Und sollten einmal schwierige Zeiten kommen, dann sperrt man so eine Universität, auch aus Prestige Gründen, nicht einfach zu.

Zweitens eine zwei- oder mehrsprachige Universität, die sich durch eine mehr oder weniger rigorose Zweisprachigkeit der Studiengestaltung auszeichnet. Das heißt, daß das Studieren in zwei oder mehr Sprachen im Vordergrund stehen muß und daß man auch abwägen sollte, ob der/die Student/in jeweils die Hälfte der Lehrveranstaltungen in einer der zwei oder mehreren Sprachen machen muß oder ob man weniger strenge Formen finden sollte. Lehrveranstaltungen in mehreren Sprachen anzubieten, ist natürlich mit einem höheren finanziellen Aufwand verbunden. Dr. Müller von der Universität Freiburg in der Schweiz hat uns da gestern ja reichlich Chancen und Ideen aufzeigen können.

Drittens eine international ausgerichtete Universität, die durch ihr Studienangebot, aber auch durch den völkerverbindenden Auftrag international ist. Deren StudentInnen und ProfessorInnen gerade deswegen auch internationaler Abstammung sind. Auch hier sind die Zahlen Freiburg ein Beispiel: 20 % der Studierenden sind weder deutscher noch französischer Muttersprache, und der Anteil der nicht aus dem Kanton Freiburg kommenden StudentInnen überschreitet die 80 %-Marke. Der AusländerInnenanteil macht 42 % aus. Wir brauchen eine Universität in erster Linie nicht für die Südtiroler StudentInnen, sondern für Südtirol, für die Gesellschaft in Südtirol. Es soll auch weiterhin so sein, daß die Mehrzahl der SüdtirolerInnen in anderen Universitätsstädten studieren. Wir wollen auch keine Volluni, im Sinn daß die ganze Palette der Fakultäten eingerichtet werden soll. Aber die in Bozen angebotenen Studiengänge müssen im internationalen Vergleich gut mithalten und eine ernstzunehmende Konkurrenz für die umliegenden Universitäten darstellen können.

Viertens eine Universität mit Lehre und Forschung. Eine Universität ist nicht ein Betrieb für nozionistische Wissensvermittlung. Eine Universität ist vielmehr ein Laboratorium, wo der Lernprozeß auf der Interaktion

der DozentInnen, AssistentInnen und StudentInnen basiert ist. Auch müssen dem Lehrkörper Freiraum und Mittel für Forschung bereitgestellt werden, sonst wird die Universität zwangsläufig zu einem sterilen und somit unnützen, wenn nicht schädlichen Gebilde. In dieser Zusammenhang muß ich sagen, daß ich die Unmutäußerungen der Jus-StudentInnen in Innsbruck über die Aussagen Durnwalders durchaus verstehen kann. Man kann doch nicht in Innsbruck einen Studienabschnitt in den Koffer packen und in Bozen wieder auspacken. Solange in Bozen keine Universität im von mir geschilderten Sinne besteht, soll man bitte alles beim Alten lassen. Wenn aber in Südtirol vollständige und konkurrenzfähige Studiengänge angeboten werden, dann kann es durchaus sein, daß diese in der Geschichte einmalige Institution, das integrierte Rechtsstudium nämlich, sich überlebt haben wird. Allerdings bezweifle ich, daß sich das Fach Rechtswissenschaften besonders für eine internationale Universität in Bozen eignen würden, da es naturgemäß an die nationale Gesetzgebung gebunden ist, und so wahrscheinlich nur schwer für eine automatische Studientitelanerkennung in zwei oder mehreren Ländern in Frage kommen würde.

Fünftens eine Universität für die Gesellschaft in Südtirol. Eine zwei- oder mehrsprachige Universität mit internationaler Ambition, das entspricht meiner Ansicht nach dem Lebensgefühl der heranwachsenden Generation dieses Landes. Es gibt aber auch Schatten, die wir alle sehen, aber gerade deshalb ist es wichtig, ein starkes Zeichen zu setzen. Auch muß sich Südtirol nach außen hin mehr öffnen, vor allem in diesem neuen Europa, auch in Hinblick auf den föderalistischen Trend. Für mehr Verantwortung muß man auch gewappnet sein. Ein weiterer Punkt ist die Rolle der Universität als Ansprechpartner für Dritte. Wenn zum Beispiel eine Bürgerinitiative sich direkt an die Universität wenden könnte, um ihr einen wissenschaftlichen Auftrag zu geben, so würde man eine ganz neue Ebene der Demokratie erreichen. Ein weiterer Punkt bleibt zu beachten. Die Fort- und Weiterbildung auf universitärem Niveau ist in unserer heutigen Gesellschaft unabdingbar. Das während der Studienzeiten vermittelte Wissen muß später von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Ohne starke Universität vor Ort ein unmögliches Unterfangen. Eine Universität ist im allgemeinen eine fruchtbarere Quelle für die gesamte Kulturlandschaft. Wenn heute ein Schulabgänger sagt, er will unbedingt weg, dann doch auch, weil Bozen oder Südtirol in vielen Belangen nichts zu bieten hat. Er hat ja auch recht. Nur das muß ja nicht immer so bleiben, und morgen wird dieser Schulabgänger dann noch die gleiche Entscheidung treffen können, aber dann wird es eine Entscheidung sein. Und ein anderer, der vorher keine Möglichkeiten hat, hat dann auch eine.

Wir hoffen, daß durch Veranstaltungen wie diesen etwas aufgebrochen werden kann. Etwas konkreter möchte ich sagen, daß wir mit Prof. Prodi, der uns gestern durch seinen Vortrag doch auch Hoffnung vermittelt hat, so verbunden sind: Die SH wird mit ihm und vielleicht einigen anderen hochrangigen ProfessorInnen aus den für die Trägerschaft eventuell in Frage kommenden Staaten, die international auf diesem Gebiet Erfahrung haben, ein Thesenpapier erarbeiten, in dem die internationale Universität gefordert wird.



Diskussion ZUR Universität in Südtirol

Discussione sull'università in Alto Adige

Ausschnitt aus der Podiumsdiskussion vom 16. Dezember während des dreitägigen Kongresses der SH/ASUS vom 14.-16.12.1994

Straici dalla tavola rotonda del 16 dicembre durante la tre giorni organizzata dall'ASUS/SH dal 14 al 16.12.1994

Rosetta Infelise Fronza: "Noi Comune non sentiamo quasi mai parlare dell'università. Abbiamo appena approvato un piano urbanistico, un piano urbanistico comunale, dove non si prevede alcuna residenza di tipo universitario, alcuna identificazione di aree per l'università. Quindi un piano appena approvato, sarà in vigore tra prestissimo,

che deve essere realizzato nell'arco di 10 anni, ha ignorato di fatto la questione universitaria. Allora, da un punto di vista proprio della politica cittadina, l'università è stata messa tra parentesi. Sarebbe gravissimo che per ragioni di impreparazione della città noi progettassimo sedi decentrate, quali Brunico o Bressanone, escludendo Bolzano

per questioni di affollamento. Sarebbe effettivamente una scelta sbagliatissima perché l'università fa vivere la città e viceversa. Per il capoluogo l'università è addirittura fondamentale."

Fronza: "Io farei da subito alcune scelte che riguardano i bisogni, non mi caccerei di nuovo nella "Sackgasse" di una università legata alle professioni, legata ai bisogni economici o alle esigenze culturali di tipo europeo internazionale. Noi dobbiamo pensare ad una università equilibrata rispetto alla città, che dia risorse positive e di come ciò sia possibile. Un problema che sembra banalissimo è quello della mancanza di alloggi in affitto. Come possiamo pensare di istituire un'università, magari internazionale, che comporta grande mobilità, in una tale situazione? A mio parere il carattere internazionale e bilingue dell'università non contraddice il fatto di partire da subito col rispondere ad alcuni bisogni, perché diventi effettivamente una città capace di avere strutture culturali, di avere una dinamicità, di avere una vivacità. Noi non dobbiamo pensare ad una città universitaria dove alle sette di sera siano chiusi tutti i bar."

Fritz Schmidt: "Ich glaube nicht, daß es produktiv ist, in diesem Moment eine Qualitätsdiskussion vorzuziehen. Die Diskussion, ob große oder kleine oder europäische oder lokale Universität, ist einfach verfrüht. Jede Universität entsteht mit einer ersten Fakultät oder mit einem ersten Studiengang und dann dauert es in der Regel Jahre bis eine zweite Fakultät hinzekommt. Also, es ist immer eine Politik der kleinen Schritte. Allerdings, wenn schon, sollte man von vornherein jede Entwicklungsmöglichkeit offen lassen."

Bruno Hosp: „Die Uni, das beweisen die Diskussionen der letzten Jahre, ist, so wie ich es sehe, kein ethnisches Problem. Vielleicht darf ich [...] auf den Herrn Pancheri kurz eingehen, der eigentlich ein Konzept gezeichnet hat wie es, das habe ich schon öfters aus Stellungnahmen der SH entnommen, wie es denen der Landesregierung eigentlich weitgehend entspricht, meiner persönlichen Vorstellung völlig, insbesondere die Idee mit der öffentlich-rechtlichen Struktur mit internationaler Trägerschaft; die, glaube ich, da führt kein Weg vorbei, wäre die beste Struktur, die wir uns denken könnten und auch die Südtiroler Volkspartei hat sich ganz dezidiert für diese Struktur ausgesprochen."

Hosp: „Die Sorge mit einer Privatuniversität teile ich ebenfalls, nicht deshalb weil mir eine Privatuniversität nicht behagen würde, sondern weil wir es uns nicht leisten werden können, morgen dann von den Hörern 8-9-10 Millionen Lire zu verlangen, wie es gewisse Privatuniversitäten gezwungen sind zu tun. Beispielsweise auch die Cattaneo in Castellanza, die neueste Privatuniversität in Italien, die ebenfalls solche Summen von den Hörern verlangen muß, ansonsten ist es nicht möglich, die Uni zu betreiben. Ich glaube also, daß die Frage nach der Rechtsstruktur wirklich die Kernfrage im Moment ist; wir verfolgen dies weiter selbstverständlich, weil es unser aller Ziel wäre, genau dies zu erreichen, was sie hier im Namen der SH aufgezeichnet haben. Wir könnten die Privatuniversität haben, das wissen wir seit einiger Zeit, wie wir sie zu finanzieren in der Lage sind, das

wissen wir nicht. Wahrscheinlich wäre es folgerichtig, daß wir doch versuchen, die Delegation der Kompetenz durch den Staat zu bekommen und aufgrund dieser Delegation eben die Universität errichten und dadurch auch in den Genuß der Behandlung der Universität in dem Ausmaße kommen, wie der Staat andere Universitäten behandelt, aber das ist noch auszuhandeln, d.h. es ist schon eine gar nicht einfache Nuß, die wir zu knacken haben."

Hosp: „Unsere Lehrer werden auf einen Unterricht in der Muttersprache vorbereitet, deswegen wird auch die Ausbildung muttersprachlich sein, dazu haben wir auch ein Recht aus der Autonomie, aus dem Pariser Abkommen, aber was die Diplomstudiengänge anbelangt oder allenfalls in Zukunft dann noch vernünftige Studiengänge, die wir finden, wir kennen sie noch nicht, an denen knochen wir ja auch, da bin ich auch der Meinung, daß es selbstverständlich ist, weil man sich nach der Matura auf ein zweisprachiges oder gar mehrsprachiges Leben vorbereitet, daß man diese Studiengänge dann auch mehrsprachig anbietet und ich glaube, das ist ein besonders gutes Angebot."

Romano Viola: "Noi abbiamo superato il problema della discussione teorica "si o no all'università" e siamo passati nella fase "quale università". Voglio ricordare che la cosa fino a pochissimi anni fa non era affatto scontata, diciamo che fino all'88-89 sembrava ancora che fosse questo il punto di dibattito. Questo per dire come ci sia stata sicuramente un'accelerazione finale molto importante, un grosso salto di qualità, ma nello stesso tempo come il problema obiettivamente sia stato notevolmente difficile da affrontare. Per poter risolvere il problema bisogna che ci sia una percezione ancora più diffusa di quella attuale. Dopo che si è superata la fase fondamentale della scelta e della discussione su quale università, bisogna però che la percezione della importanza di questa struttura diventi veramente di massa, deve essere vista come la sintesi e il culmine dell'autogoverno locale."

Viola: "È già stato citato il problema del bilancio. Qualunque sia la cifra di cui noi abbiamo bisogno è chiaro che dovrà essere una cifra consistente, rapportata naturalmente ai 4 mila e rotti miliardi attuali, ma è altrettanto chiaro che affrontare la prima riduzione del bilancio dei vent'anni ca. dello Statuto, per quanto relativamente modesta (meno del 10%), è stato un problema difficilissimo che ha evidenziato, e che ci fa prevedere, che cosa succederà quando i 50-100 miliardi necessari e indispensabili di investimento da parte della Provincia dovranno poi essere reperiti. Quindi, se non vogliamo che sia la guerra degli assessori o la guerra delle categorie per vedere dove è il punto più debole da cui prendere delle risorse, è chiaro che qui ci vuole una volontà comune, ma anche una capacità di programmazione complessiva, perché è indispensabile trovare le risorse, perché l'università è un culmine fondamentale, indispensabile dal punto di vista culturale, ma diventa realizzabile soltanto se c'è questa coscienza comune."

Luigi Cigolia: "La nostra fondamentale preoccupazione è che, lo dico come responsabile della cultura e istruzione, questa università non può non essere l'officina delle futu-

re forze lavoro, della futura scuola altoatesina, soprattutto per quanto riguarda i docenti bilingui. In questi giorni, girando per le scuole, gli stessi studenti ci hanno fatto capire che è la loro vita, il loro futuro e quindi questo bisogno di bilinguità, che viene soprattutto dall'utenza stessa, diventa per noi un obbligo, un proposito, un traguardo."

Alexander Langer: "... und die Frage der internationalen Trägerschaft, die dabei angesprochen worden ist, müßte nicht auf einer rein bilateralen oder zwischenstaatlichen Ebene angegangen werden und meines Erachtens wäre da ein Ansatzpunkt ein stärkerer Einbau der Europäischen Institutionen. Ich weiß, daß das nicht leicht ist, es gibt heute in der jetzt vergrößerten Europäischen Union jede Menge von Kommunen, Regionen, Institutionen usw., die sich in irgendeiner Weise die 12 Sterne aufs Banner heften möchten und insbesondere die dazugehörigen ECU und die sich ja nach einer europäischen Trägerschaft oder Sponsorship umschauen. Trotzdem scheint mir, daß ein Konzept, wie es in Südtirol konsensfähig wäre, einen solchen Einbau verdienen und vielleicht auch erreichen könnte, wenn man das ansteuert."

Langer: "... sicher wird sich die Lage verbessern, einfach auch dadurch, daß auch Österreich Mitglied der Union ist und daß deswegen auch Möglichkeiten zwischenstaatlicher Vereinbarungen wahrscheinlich um einiges leichter werden, aber wenn man gerade nicht nur eine deutsch/italienische, also sprachliche Bipolarität will und gerade wenn man nicht nur eine zweistaatliche Polarität einführen will, dann würde es Sinn machen, eine europäische Verankerung für so etwas zu suchen, was natürlich auch heißen würde, daß man – wie das auch die Südtiroler Hochschülerschaft erarbeitet hat – eben nicht nur für den Bedarf Südtirols und schon gar nicht nur für den Bedarf der Südtiroler Studierenden arbeitet, sondern daß man etwas anbieten müßte, was auch für andere interessant sein könnte, nicht ausschließlich, aber auch."

Langer: „Bis jetzt mußte man, Viola hat schon daran orientiert, im wesentlichen dafür kämpfen, den Gedanken einer Universität in Südtirol akzeptabel zu machen; ich sage mal jetzt absichtlich nicht universitäre Struktur oder irgendwie Rumpfansätze oder irgendwas. Der Gedanke einer Universität in Südtirol war bis jetzt weitgehend ketzerisch, weil man befürchtet hat, daß eine kritische Masse entstehen könnte, die irgendwie kritisches Potential in die Gesellschaft und vielleicht auch in die Politik bringt. Er war ketzerisch, weil eine gemeinsame Bildungsstätte für Menschen aus den verschiedenen Volksgruppen irgendwie damit verbunden war und damit Vorschub für Vermischungspolitik oder so etwas geleistet worden wäre. Er war ketzerisch, weil man den Zuzug auswärtiger Studenten – möglicherweise auch aus dem Süden – befürchtet hat und den Zuzug auswärtiger kritischer Kräfte, als Lehrpersonen verkleidet. Man hat zeitweise vor der Akademikerschwemme Angst gehabt und man hat auch immer wieder gesagt, daß es ein Angriff zumindest auf den nostalgischen Gedanken der Landeseinheit wäre, wenn man Innsbruck einen Stein aus der Krone brechen würde, indem auch in Südtirol eine Universität entstehen würde.“

Langer: „Also ich würde mir erhoffen und wünschen, daß insbesondere die Landesregierung und andere Institutionen oder Kräfte, auch die Studenten und Studentinnen, sich dazu zusammenfinden könnten, um einen solchen Gedanken (Europäische Universität) zu lancieren und beispielsweise auch den europäischen Institutionen gegenüber zu vertreten. In der derzeitigen Phase der europäischen Politik, wo man sich auch nach integrativen Faktoren umschaut und wo man zum Beispiel Volksgruppenkonflikte als Sprengfaktor erkennt und umgekehrt nach integrativen Erfahrungen, nach guten Beispielen sucht, hätten wir heute einige gute Chancen. Man sollte diese Gelegenheit heute nicht versäumen und ich würde dafür plädieren, die hier mehrfach angesprochene internationale Trägerschaft, ohne sie allzu genau fest schreiben zu wollen, jedenfalls den Gedanken, daß eine europäische Institution, sagen wir die Europäische Union mit hinein verwickelt sein sollte, den heute stark zu formulieren und zu vertreten, das heißt daraus eine Landespolitik zu machen.“

Irma von Gaggenberg: „Als Zweitsprachlehrerin habe ich mir bei den Ausführungen von Herr Hosp überlegt, warum gerade die Ausbildung für Lehrer getrennt erfolgen soll. Ich frage mich, ob Zweitsprachlehrer dümmer sind, daß sie den natürlichen numerus clausus (Beherrschung der zwei Landessprachen) nicht bestehen, aber ich möchte meine Frage vielleicht nicht so provokativ gestalten; ich glaube, daß es sicher notwendig ist, gerade wie auch Herr Langer gesagt hat, an so einem interkulturellen Schnittpunkt auch die interkulturelle Ausbildung von Lehrpersonen gezielt zu fördern. Und in dem Moment, wo man die Ausbildung der Lehrer trennt, also die deutschsprachigen Lehrer schickt man nach Brixen, die italienischsprachigen Lehrer schickt man nach Trient zu einer Ausbildung, das man auch die zwei Welten auseinanderdividiert, d.h. gerade Lehrer, die Träger einer neuen Kultur des Zusammenlebens sein sollten, sollen auseinanderdividiert werden.“

Aina Zanfrà: "... senza questo profilo alto il resto sono tutti albi che ritarderanno di altri 20-30 anni, salvo che entro due anni nasca il primo "Stiefkind" dell'università. Nasce male, nasce come una scuola professionale, nasce come una cosa di quarta categoria e a questo punto il debutto dell'università è già fatto e dispiace perché l'intelligenza è una cosa che non finisce in Alto Adige, è qualche cosa di cui possiamo godere tutti e che sicuramente serve per la sopravvivenza anche di una cultura e di un senso dell'Alto Adige. Vorrei che riuscissimo almeno a guardare un po' più lontano dai vincoli vicini e delle beghe, o dei vincoli o dei paesi di tipo politico, amministrativo, economico."

Mia Pollinger: „Laut Statistiken der letzten Jahre haben wir ein Bildungsniveau, das dem von Kalabrien entspricht, mit unserem Geld. Also wir haben noch eine ziemlich hohe Anzahl von Bürger und Bürgerinnen zwischen 14 und 19 Jahren, die nicht einmal den Mittelschulabschluß erreichen. Und ich glaube, daß ich hier nicht sagen muß, daß wir mitten in einer riesigen wirtschaftlichen und politischen Veränderung drin sind und daß wir, wenn wir bestehen wollen in Zukunft, nur auf die bestmögliche Ausbildung bauen können ...“

Pollinger: „... natürlich bin ich nicht für den Abbau der deutschsprachigen Schule, mein Ideal wäre, daß wir uns die bestmögliche deutsche Schule, die bestmögliche italienische Schule haben und zugleich ein freiwilliges Angebot auch einer mehrsprachigen Schule für solche Kinder und Familien, die den Konnex anbieten können. Aber Lehrerausbildung, das bedeutet nicht nur sagen, die deutsche Sprache vermitteln – natürlich und die soll einsprachig gewährleistet werden – aber die Forschung über Lernverhalten, Lernmotivation, Lernstrategie, die muß und soll international und mehrsprachig hier angeboten werden.“

Auf die Frage, ob die Chance konkret besteht, die Delegation der Kompetenz für die Trägerschaft von Universitäten durch den Staat ans Land zu erreichen:

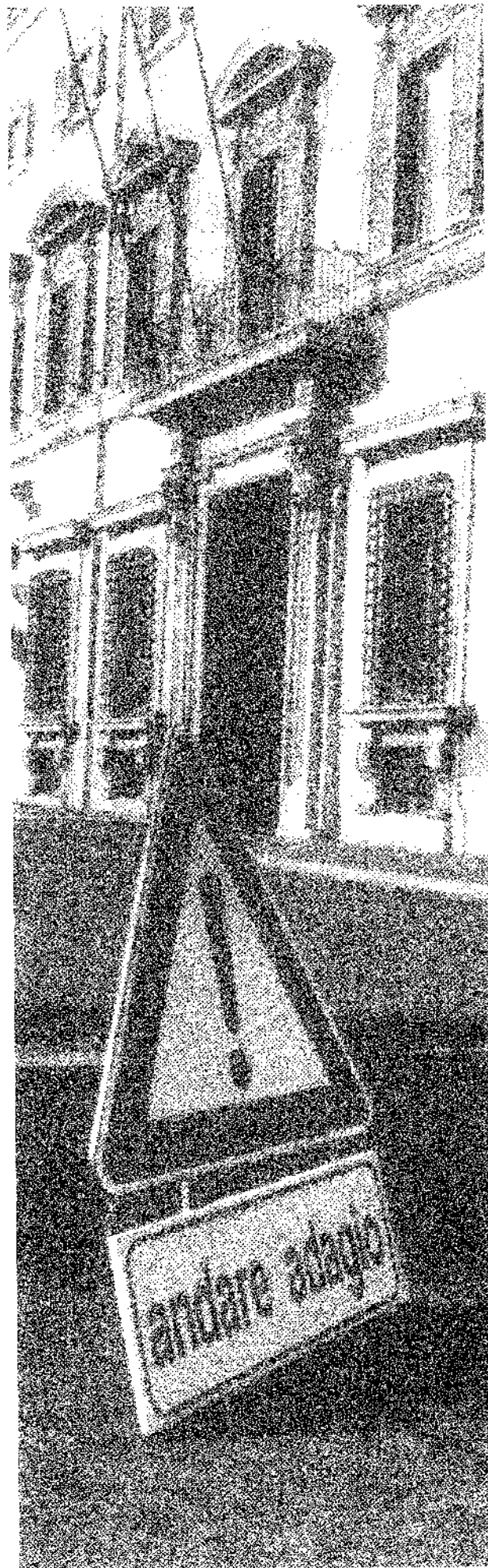
Schmidt: „Es war Landesrat Hosp, der diese Möglichkeit angedeutet hat. Dieser Weg wäre ein Weg, ob er politisch gangbar ist, entzieht sich meiner Kenntnis, ich bin nicht ein Politiker. Theoretisch ist er gangbar und meines Erachtens auch sehr interessant, denn wir könnten auf diese Art und Weise die Verwaltung des Universitätswesens von hier aus betreiben und zwar wesentlich funktionaler, als es heute das Ministerium macht. Es ginge wohlgerne nicht darum, die Universitätsgesetzgebung in Landeskompetenz zu überführen, sondern nur um die Verwaltung staatlicher Universitätsgesetze. Dadurch könnte man viel effektiver diese Dinge in den Griff bekommen. Zweitens, man könnte dadurch überhaupt erst die Kompetenz bekommen, finanziell Aufwendungen zu tragen. Derzeit hat das Land keine Zuständigkeiten in diesem Bereich und darf aus diesem Grund auch keine Ausgaben tätigen im Bereich Universität, wohl aber im Bereich Berufsausbildung.“

Auf die Frage, ob die Bundesländer Vorarlberg und Burgenland nicht aufzeigen, daß auch ohne Uni das Bildungsniveau ansprechend sein kann:

Langer: „... Vorarlberg oder Burgenland sind deswegen kein guter Vergleich, weil sie nicht dieselbe Notwendigkeit haben wie wir, auch etwas zur Identitätsstiftung und zu einer Kulturararbeitung beizutragen. Mir scheint, daß die Universität doch nicht nur aufgrund von Statistiken über Studienabschlüsse oder so etwas beurteilt werden kann, sondern mir scheint, daß wir in Südtirol, in einer solchen Lage wie der anrigen, etwas ganz besonderes zu bieten und auch etwas ganz besonderes zu fordern haben. Alles das, was hier freiwillig und unfreiwillig an interkultureller Bewegung passiert und was daraus entsteht, würde es doch wirklich verdienen, auch auf universitärer Ebene vorarbeitet und fortentwickelt und kritisch untersucht zu werden. In dem Sinn halte ich eine Universität auch für einen Beitrag nicht nur zur symbolischen Identitätsstiftung, nicht ein Monument, an dem man sich freuen kann, sondern etwas, was direkt dazu beiträgt, das Zusammenleben in diesem Lande und ein aktives Interagieren mit unserem Umfeld auf der Ebene der Wissenschaft, der Forschung, der Lehre zu ermöglichen. Nicht auf der Ebene der Politik zum Beispiel, nicht auf anderen Ebenen, das soll ja auch nicht der Zweck einer Universität sein.“

Über mögliche Fakultäten:

Langer: „Man hat in den früheren Jahren oft und stark immer wieder auf den juristischen und administrativen



Palazzo Chigi, Roma

usw. Bereich hingewiesen. Es stimmt, daß man, wenn es eine normale juristische Ausbildung wäre, sehr schnell an den immer noch sehr starken nationalen Grenzen Halt machen würde. Aber es müßte ja nicht unbedingt ein Rechtsstudium sein, das auf den Beruf des Anwalts, des Richters usw. vorbereitet, sondern es besteht zunehmend auch Bedarf an anderen juristischen Fachrichtungen. Da gäbe es einiges zu erforschen, vielleicht auch da stärker mit Blick aufs Gemeinschaftsrecht oder ähnliches. Und dann ist in den letzten Jahren immer stärker auch die Idee aufgetaucht, ob man die besonderen Umweltbedingungen unseres Landes als eine Voraussetzung nehmen könnte; nicht unbedingt um eine wissenschaftliche Fakultät von Forst- bis Landwirtschaft zu errichten, aber es entsteht heute zum Beispiel immer mehr Bedarf, die Voraussetzungen einer Entwicklung zur ökologisch verträglichen Nachhaltigkeit zu erforschen. Wir sollten nicht immer nur an den Fachrichtungen hängenbleiben, wo wir sagen, daß wir ganz spezifisch ausgebildete Juristen und Verwalter brauchen, weil wir ein besonderes System hier haben und daß wir ganz spezifisch ausgebildete Lehrer brauchen. Was die Sprachen angeht könnte ich mir eine Ausbildungsstätte, wo man Deutsch und Italienisch sozusagen nebeneinander her studieren kann, ohne daß man sich begegnet, nicht vorstellen, und hielte das also wirklich für einen totalen Wahn, aber ich glaube, so weit wird es hoffentlich nicht kommen.“

Hosp: „... Natürlich halten wir dagegen, daß wir erstens einmal in einer Sondersituation sind, gewisse gesetzliche Verpflichtungen auch haben und da komme ich dann auf die Lehrerausbildung zu sprechen. Wir haben das Recht auf die deutschen Schulen, als deutsche Volksgruppe, die italienische Sprachgruppe hat das Recht auf ihre italienische Schule und die Ladinier haben eine ganz eigene Schule, zu der sie stehen und die sie selbst entwickelt haben, die paritätische. Aber wir wollen keinen Finger breit abrücken von der deutschen Schule und wir lassen uns in keiner Weise von irgendwelchen Unkenrufen beglücken, daß es besser wäre, da ein bißchen zu mischen, dort ein bißchen zu vermengen, ja schon die deutsche Schule beibehalten, aber ein bißchen etwas an vermischter Schule sollten wir uns auch leisten. Da sind wir einfach dagegen, aber das müßten diejenigen, die sich so schwer tun mit dem Verständnis dafür, endlich auch einmal einsehen. Genauso wie wir gerne einsehen, daß man nach der Matura, und Dr. Langer hat recht gehabt, vor Jahren las man noch anderes (...) nach der Matura sind wir bereit zur Öffnung, wir, die Südtiroler, die deutsche Volksgruppe in Südtirol.“

Hosp: „Wir (die SVP) haben immer wieder davon geträumt, daß die Ausbildung der Grundschullehrer unter einem Dach erfolgt, aber für die Lehrer der deutschen Volksgruppe in deutscher Sprache, für die Lehrer der italienischen Sprachgruppe in italienischer Sprache und dann gibt es ja noch die Ladinier, die sich dann beider Strukturen wunderbar bedienen können, weil die müssen ja in beiden Sprachen firm sein. Daß wir natürlich die Möglichkeit haben, daß ein Kandidat der deutschen Lehrerausbildung oder der deutschen Abteilung der erziehungswissenschaftlichen Fakultät gewisse interessante Vorlesungen dann natürlich auch, und das liegt ja in seiner Freiheit begründet, daß der sich auch andere Vorlesungen

anhört und vielleicht italienische Sprachkurse dort belegt und vielleicht dort ganz spezifische Rechtsfächer in Originalsprache anhört, das finde ich völlig natürlich, deswegen ist die Ausbildung trotzdem eine deutsche ...“

Viola: “Vorrei prendere posizione su alcuni interventi animati da grande animazione civile, ma, anche, da notevole pessimismo. È naturalmente la famosa discussione del pessimista e dell'ottimista sulla bottiglia mezza piena, mezza vuota naturalmente non ha nessuna possibilità di soluzione se non forse in sede diciamo così storica diacronica, cioè andando a vedere come era la bottiglia prima, allora si capisce almeno com'è la tendenza. Ora, non va mai dimenticato il fatto che fino all'88/89 c'era il partito di maggioranza assoluta di questa provincia che aveva una posizione contraria all'università. Sia ben chiaro ci sono tanto ragioni, ma non possiamo dire che era perché voleva tenere gli altoatesini ignoranti, i sudtirolesi ignoranti, era perché l'università esisteva già ed era la Landesuniversität a Innsbruck. Bene, il dibattito si è portato all'interno nel corso della legislatura passata, si è apostrofato, e oggi siamo sulla discussione “quale” università. È un salto di qualità fondamentale. In questo senso lo vedo elementi di ottimismo e va anche riconosciuto che, se è vero che per esempio nel mondo italiano, oltre che in vari settori del mondo tedesco, da trent'anni si dice sì all'università, lo si è sempre detto in modo estremamente astratto. Era l'idea platonica di università, che cosa fosse in concreto dai dibattiti nessuno poi lo sapeva.”

Viola: “... è pacifico che tutte le altre facoltà (oltre quella di pedagogia), Fachhochschulen, che ci saranno, saranno bilingue e trilingue e l'immersione improvvisamente sarà totale. Il che significa che noi siamo tutti d'accordo che nella facoltà-Fachhochschule X, la lingua sarà quella dei docenti e quindi lo studente andrà a sentire la lezione nella lingua del docente che sarà italiana e tedesca, in maniera paritetica e possibilmente anche in inglese. Questa è già una cosa straordinaria a cui in fondo nessuno pensava come immediatamente concretizzabile ancora soltanto 3-4 anni fa.”

Fronza: “... lo ho indicato esigenze primarie per la città di Bolzano, affinché questa nascente università si rapporti alla città non solo al suo contesto culturale, ma anche a quello urbano, in modo tale che dalla sua nascita noi possiamo sperare anche un miglioramento della qualità della città. Dobbiamo vagliare la qualità delle scelte per non fare percorsi sbagliati: le cattedrali nel deserto, le università non radicate nei bisogni. Si dovrebbero fare altri discorsi ancora, sul numero chiuso e sul come gestirlo, per esempio, o sull'obbligo di frequenza o meno. Un'università internazionale potrebbe diventare anche una cattedrale nel deserto, cioè una grande università europea con grandi finanziamenti alla quale vengono volentieri grandi professori universitari, che si fermano due ore e hanno pronta la macchina che li riporta a Verona all'aeroporto, i cosiddetti “paracadutati”, per usare il gergo universitario: ciò non rappresenterebbe qualità urbana per noi.”

Schmidl: „Die Probleme sind die, auf der einen Seite wenig bürokratischen Widerstand herauszufordern und andererseits ein individuelles und interessantes Produkt anzubieten, denn auf dem Gebiet der Universitäten herr-



schen die Gesetze der Marktwirtschaft. Wir brauchen ein ansprechendes Produkt, ein interessantes Produkt, das sich von den Konkurrenzprodukten abhebt und es gelten auch die Gesetze der Marktwirtschaft in Bezug auf die Technik der Produktentwicklung. Auch in einem Markt der verschiedenen Güter wird niemals die Konkurrenz herbeigezogen, um das eigene Produkt zu entwickeln.“

Klaus Pancheri: „Man hat immer wieder den Eindruck gehabt, daß die SVP und vor allem auch Sie (Herr Hosp), ziemlich darauf bedacht sind, Innsbruck aber auch Trient nicht auf die Füße zu treten, das Thema von den Nischenstudien, das heute nicht angesprochen worden ist, ist immer wieder hervorgetreten. Wenn es in Südtirol einen Universitätsstudiengang also mit Laurea, 4-jährig, geben sollte, den es in ähnlicher Form in Innsbruck und Trient auch gibt, dann ist es klar für mich, daß hier einfach eine Konkurrenz sein muß und sein darf. Wir wollen ja keine Volluni, daß wir gleich mit 12 Fakultäten, mit einem vollen Angebot starten, aber das was hier unterrichtet wird, muß auf jeden Fall auch so sein, daß es Konkurrenz darstellt und dann vielleicht auch einen Studiengang in Innsbruck oder Trient schlecht ausschauen läßt. Und dann noch eins zur Lehrerinnenausbildung, zur Einsprachigkeit. Ich glaube, daß es etwas komisch ist, wenn morgen jeder Maturant nachher zweisprachig sich ausbildet und es gibt einen, das ist ein Lehrer, der bildet sich einsprachig aus, also er macht einen Rückschritt zu seiner Schulkarriere, wo er immerhin 6 oder 5 Stunden Italienischunterricht hatte ...“

Pancheri: „... wenn ich sage, ich will keine solche Universität (privatrechtliche, kleine Unistruktur), bedeutet das nicht, daß ich dagegen bin, Diplomstudien einzuführen, weil es sie braucht, von mir aus gesehen Ausbildungsangebote für das Sanitätspflegepersonal oder ähnliche Dinge. Aber wenn's dann wirklich einmal soweit ist, daß wir richtige 4-jährige Studiengänge haben, also auf höchstuniversitärem Niveau, dann kann ich erstens nicht verstehen, wie man dann in Brixen („Pädagogische Hochschule“) etwas gänzlich Abgekoppeltes bestehen lassen könnte; denn wenn wir hier (in Bozen) irgendein humanwissenschaftliches Fach unterrichten, dann ist es auch vom Synergieeffekt total unsinnig, in Brixen noch etwas einsprachiges zu lassen. Hier in Bozen werden, was weiß ich, Sprachen unterrichtet – dann könnte man sich doch eine starke Fakultät vorstellen, die die Lehrerinnenausbildung als einen Studiengang unter anderen anbietet. Wenn also Brixen längerfristig als eigenständige Struktur bestehen bliebe, so würde ich dann Südtirol als das Land der tausend Universitäten, in Bruneck, in Brixen, vielleicht in Moran auch noch, weil die westliche Hälfte bis jetzt nichts gehabt hat, nicht mehr verstehen können. Denn zumindest für diesen Zeitpunkt stelle ich mir eine Universität vor, die stark einheitlich und zweisprachig ist, mit der Einschränkung für die LehrerInnen, deren Ausbildung aber nicht hundertprozentig einsprachig sein darf.“

Emil Stocker: „Übrigens kommt es mir komisch vor, daß das Modell Trient institutionell zumindest heute Abend etwas unter den Tisch gefallen ist. Soweit ich mich erinnern kann, wurde Trient als Privatuniversität gegründet, ist dann später staatlich geworden und hat

sich dann die Fakultäten zugelegt, während es früher eine rein soziologische Universität war. Übrigens könnte man sich die Universität Trient ohne die Person des verstorbenen Landtagsabgeordneten und Landeshauptmanns Kossler nicht vorstellen und das dürfte vielleicht auch für Südtirol gelten, daß es hier doch eine Person braucht, die das konsequent durchzieht, damit nicht alles verzeuelt wird und daß der große Gedanke auch wirklich zum Tragen kommt. Trient hat trotz der Verstaatlichung einen wesentlichen Einfluß des Landes behalten in diesen Sachen, also, was für Trient möglich ist, müßte auch für Südtirol möglich sein. Nur fürchte ich, daß man in Österreich so sehr an der Landesuniversität Innsbruck festhält. Es ist notwendig, daß man so denkt, daß Südtirol auch im Interesse seiner Selbsterhaltung und seines Aufbaus als eigenständiges Land eine Universität braucht und daß hier die Unterstützung Österreichs notwendig ist. In Innsbruck scheint mir manchmal der Gedanke durchzugehen, daß man aus Südtirol so eine Art besondere Bezirkshauptmannschaft machen möchte, ich glaube, das wäre ein Rückschritt.“

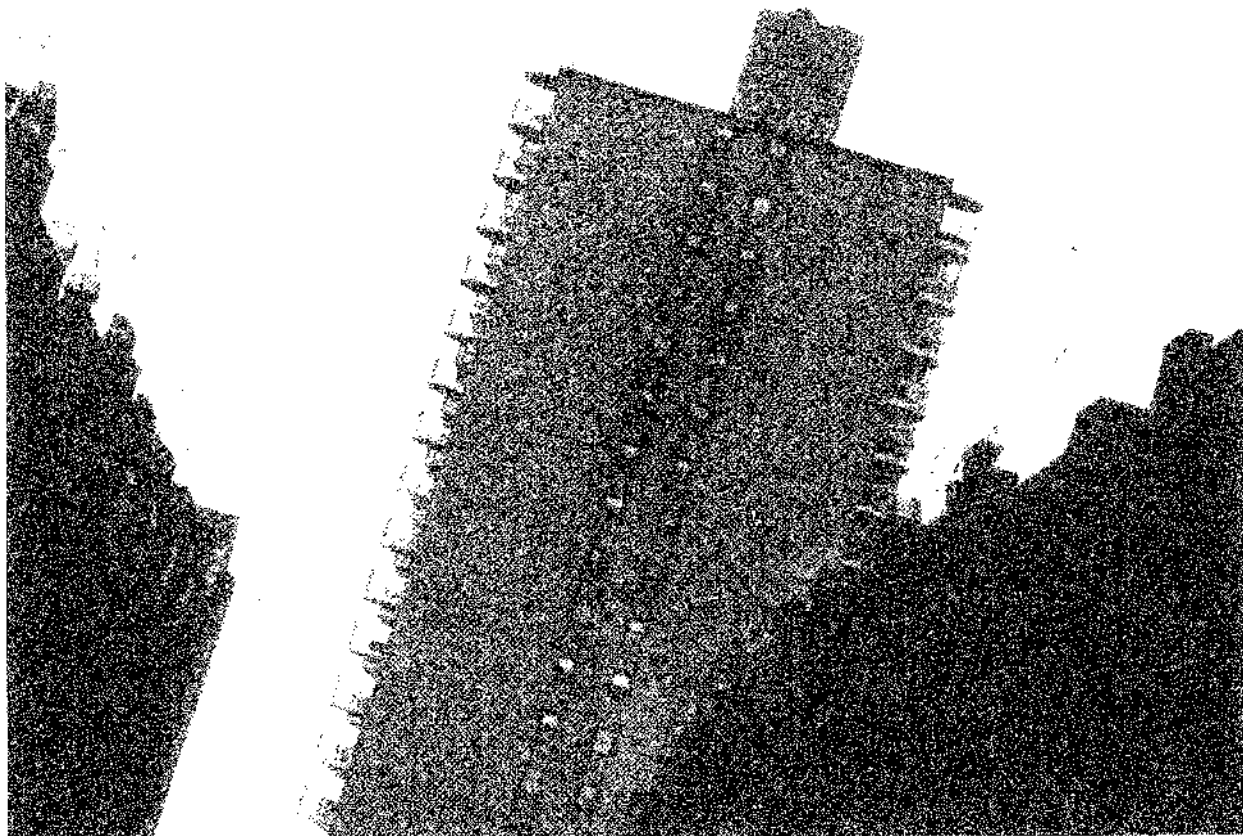
Markus Costazza: „... zur Lehrerausbildung: Es ist nicht schlüssig zu sagen, nach der Matura könne man zweisprachig, mehrsprachig lernen und sich ausbilden, aber die Lehrer, die dann einsprachigen muttersprachlichen Unterricht vermitteln, die sollten es nicht. Aber dazu nur eine Bemerkung. Ich habe jetzt Gelegenheit gehabt, auch Südtiroler Fernsehen zu hören und es hat sich, daß ich behaupten, die Sprachstruktur der deutschsprachigen Südtiroler dem italienischen in gewisser Weise schon angenähert. Es gibt gewisse semantische Strukturen, gewisse Gedankenbilder, sie kommen das mit dem „argomento“ Argument, Thema. „Ich gehe Ihnen eine Idee“, sagt jetzt der deutschsprachige Südtiroler und meint eigentlich „Beispiel“. Auf einer Ebene angenähert, die durch das kulturelle Zusammenleben entstanden ist. Man kann dem in zwei Richtungen entgegenen, entweder wir wollen so sprechen, wie es ein Deutscher aus der BRD machen würde und da hilft nur Drill in den Mittel- und Oberschulen oder wir versuchen diese Sprachveränderung positiv aufzugreifen und zu reflektieren und dazu müssen wir sehr viel wissen übereinander und von den beiden Sprachen. Ich sage gleich dazu, das hat nichts mit Vereinsä-

sung zu tun, weil das ein kulturelle Vorgang ist, der eben nicht von einer gegenläufigen zentralistischen politischen Dominanz abhängt.“

Costazza: „Ich möchte meinen, es wäre ein lohnenswerter Beginn und Einstieg, wenn wir uns mehr erwarten als Berufsausbildung, daß man eine Idee aufgreift: natürlich hat sich eine Hochschule für Interkulturelle Studien angeboten, eine Hochschule für Interkulturalität. Das ist der erste Punkt, daß man über den konkreten Handlungsbedarf und den Ausbildungsbedarf hinausgeht, um eine Einrichtung zu schaffen, die Eigen gewicht hat und auch der Gesellschaft etwas geben kann außer nur die Absolventen.“

Hosp: „Was die Landesuniversität Innsbruck angeht, also da stehe ich dazu, sie ist die Landesuniversität des ganzen Landes Tirol und ich sehe nicht ein, warum wir, wenn wir in Südtirol eine notwendige und unseren Vorstellungen entsprechende Hochschule aufbauen, deswegen Abschied nehmen sollten von der Landesuniversität. [...] sie ist es, sie bleibt es und da glaube ich fehlen einfach die emotionalen Bindungen, wenn man anders denkt, aber ich respektiere jeden der anders denkt, nur da könnte man stundenlang parallel diskutieren, ich kenne ihre Meinung schon, aber entweder man ist mit dem Land verbunden und hat eine emotionale Bindung und kann dies nachempfinden oder man kann es nicht nachempfinden. Und ich respektiere alle die es nicht nachempfinden können, ich verurteile ja hier niemanden, nur möchte ich auch nicht so ein mitleidiges Kopfschütteln ernten, wenn ich zu meiner Landesuniversität und zu meinem ganzen Land Tirol stehe ...“

Der Diskussionsleiter Markus Dapunt: „Ich danke allen für die Teilnahme mit einer Bemerkung. Mir ist aufgefallen, daß kaum jemand, um nicht zu sagen niemand, fast niemand die Kopfhörer benützt hat, egal, in welcher Sprache hier vorne oder im Publikum gesprochen wurde. Also die zukünftige Aula Magna der Universität Südtirol kommt vielleicht auch ohne Simultanübersetzung aus.“



Die Pädagogische Hochschule, ein Stiefkind der künftigen Universität in Südtirol?

Siegfried Baur

Die Diskussion

Seit vier Jahren ist in Südtirol die Diskussion über die Errichtung einer Universität oder die Errichtung universitärer Strukturen nach einer heftigen und teilweise sehr kontroversen Diskussion in den 70-er Jahren neu entflammt. Unmittelbarer Anlaß war die Verabschiedung von Seiten des italienischen Parlamentes des sog. Rubertigesetzes Nr. 341 im Jahre 1990. Dieses Gesetz sieht nun verpflichtend die universitäre Ausbildung der Grundschullehrer/innen, der Kindergärtner/innen sowie eine postuniversitäre Spezialisierung für die Sekundarschullehrer/innen vor.

In einem „Positionspapier“, das Dr. Bruno Hosp, Landesrat für Schule und Kultur der deutschen und ladinischen Volksgruppe der Südtiroler Landesregierung, in der Wochenendausgabe der Tageszeitung „Dolomiten“ vom

17./18. Dezember 1994 veröffentlicht hat, werden verschiedene Gesichtspunkte zur Errichtung einer Universität in Südtirol sowie einer Pädagogischen Hochschule für die Lehrer- und Lehrerinnenausbildung dargelegt.

Die Ausführungen des Landesrates sind interessant und wichtig, da sie einige wesentliche Grundsätze aufzeigen, zu denen in der augenblicklichen Universitätsdiskussion ein breiter Konsens besteht.

So z. B. bezüglich der Aussagen, daß es in Südtirol weder keine noch eine Volluniversität brauche, daß die universitäre Ausbildung der Lehrpersonen im Lande erfolgen müsse, da es im deutschsprachigen Ausland und auch in Österreich keine Studienmöglichkeiten gebe, die dem italienischen Reformgesetz entsprechen würden, daß für eine Universität in Südtirol aufgrund des Zusammenlebens einer nationalen Minderheit bzw. einer regionalen Mehrheit – deutsche Sprachgruppe – und einer nationalen

Mehrheit bzw. einer regionalen Minderheit – italienische Sprachgruppe – sowie einer weiteren Sprachgruppe (die der Ladinier, die „nur“ Minderheit sind, nicht einfach die üblichen Beziehungen zum Universitätsministerium, die italienische Lehrsprache, die für Universitäten in Italien vorgesehene Studienordnung und die dort vorgesehenen Regelungen für die Beauftragung der Professoren gelten können, daß das Recht für eine Ausbildung in der Muttersprache unverzichtbar sei und daß im Sinne der Vision einer Europaregion Tirol (allerdings nur, falls auch das Trentino darin einbezogen werden sollte), es kein Konkurrenzdenken zwischen Innsbruck, Trient bzw. Padua geben sollte. Eine Aussage allerdings ist nicht richtig, nämlich die, daß 4.000 Studenten und Studentinnen in Innsbruck studieren. Es waren laut ASTAT-Untersuchung (ASTAT 1994) im Jahre 91/92 nur 2.878 und noch viele weitere in Wien, Salzburg, Graz usw. (darunter auch italienische Studenten/Studentinnen) sowie viele weitere in Trient (1862), Verona (553), Mailand (391), Bologna (904), Padua (576) usw. (darunter auch viele deutsche Studenten und Studentinnen).

Die Aussagen des Landesrates können auch noch teilweise geteilt werden – obwohl hier die Meinungen schon stark auseinandergelassen – wenn er unter der „Landesuniversität“ Innsbruck einen historisch-kulturell und geographisch privilegierten Bezugspunkt vor allem für die deutschsprachigen Studenten und Studentinnen meint.

Sie können nicht mehr geteilt werden, wenn das gesamte Problem der Errichtung einer Universität in Südtirol, so wie dies im „Positionspapier“ deutlich dargelegt ist, nur vom Standpunkt der deutschen Sprachgruppe in Südtirol aus gesehen wird. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß es Kontakte zur italienischen Sprachgruppe gegeben hat, um zu erfahren, ob sie an eine Lehrer/innenausbildung in Südtirol oder in Trient, Padua oder anderswo ... denken. Schwerwiegend für eine globale „Minderheitenpolitik“ ist auch die Tatsache, daß man sich ernsthaft das Problem der Ausbildung der ladinischen Lehrer/innen entweder gar nicht gestellt hat oder – so wie es scheint – damit rechnet, diese Sprachgruppe in diesem wichtigen Bereich einfach der deutschen zuzurechnen. Korrekterweise muß hier auch erwähnt werden, daß sich die Ladinier selbst bisher zum Problem der Pädagogischen Hochschule kaum geäußert haben, obwohl gerade die Forderung nach Einbeziehung der „ladinischen Muttersprache“ die Konzeption einer völlig neuen Universitätsstruktur notwendig und möglich machen würde.

Eine „neue“ Universität für Südtirol?

Die gesamte Universitätsdiskussion leidet unter einem großen Mißverständnis, das auch bei verschiedenen öffentlichen oder halböffentlichen Diskussionen nicht ausgeräumt werden konnte, so bei der Universitätsstagung der HochschülerInnenschaft auf Schloß Maretsch im Dezember des vergangenen Jahres und auch nicht bei der Tagung des Pädagogischen Institutes für die italienische Sprachgruppe im Juni 1994 im Kolpinghaus in Bozen.

Das grundlegende Mißverständnis besteht einfach darin, daß man immer nur von der Universität spricht und dabei die „Pädagogische Hochschule“ kaum erwähnt. So soll die neue Universität mehrsprachig und für alle drei Sprachgruppen gedacht sein. Sie soll von den Inhal-

ten her innovativ sein, wobei man innovative Lehrstrukturen auch wieder nicht berücksichtigt, so als ob es nicht doch einige Versuche in aller Welt gäbe, eine universitäre Struktur nicht nur von ihren Inhalten her zu bestimmen, sondern besonders auch von der Art und Weise her, wie das Wissen, wie Fertigkeiten vermittelt werden können und wie Persönlichkeitsbildung erfolgen kann. Dies bedeutet nicht, daß man sich nicht ernsthaft bemühen würde. Die Dienststelle an der „Europäischen Akademie“, die institutionell nicht nur für die deutsche, sondern für alle Sprachgruppen denkt, bemüht sich um die Klärung rechtlicher und organisatorischer Aspekte, sie bemüht sich auch um „Visionen“, die den mehrsprachigen Charakter einer Universität in Südtirol betreffen. Sie richtet allerdings auch nur – soweit es die „Pädagogische Hochschule“ betrifft – eine Arbeitsgruppe ein, wie sie schon einmal in den Jahren 91–93 vom Assessorat für Unterricht und Kultur der deutschen und ladinischen Sprachgruppe ins Leben gerufen worden war, mit dem Ziele ein „Curriculum“ für die universitäre Lehrer/innenausbildung zu entwerfen. Nur wird diesbezüglich verkannt, und dies ist ein grundlegender Fehler, daß die zentralen Probleme eines „Curriculums“ nicht nur die inhaltlichen Aspekte der verschiedenen Wissensbereiche sind, sondern daß es diesbezüglich auch einer „Vision“ bedarf, wie und mit welcher Organisationsstruktur Studenten und Studentinnen überhaupt sinnvoll und für eine demokratische und pluralistische Gesellschaft zielführend ausgebildet werden können. Dies ist ein Problem, das die besten Denker der sogenannten „Dritten Welt“ erkannt haben – einfach weil es ihnen zu sehr auf der Haut brennt –, das wir aber nicht erkennen wollen, da wir unerschütterlich am „bewährten“ Modell der Lehre als Übermittlung bzw. Aufnahme oder Übernahme von Wissen, Fertigkeiten und Haltungen festhalten. Dies geschieht nicht ohne Grund. Ausbildung wird von uns als eine Festschreibung bestehender – sicher auch teilweise demokratischer – Lebensweisen verstanden, die allerdings nicht besonders hinterfragt werden sollen. Lesen wir nach bei Paulo Freire: „Während die Bankiers-Erziehung die schöpferische Kraft lähmt und hindert, löst die problemformulierende Bildungsarbeit eine fortwährende Enthüllung der Wirklichkeit aus. Die erstere versucht, die Überflutung des Bewußtseins aufrechtzuerhalten, die letztere kämpft um das Auftauchen des Bewußtseins und für den kritischen Eingriff in die Wirklichkeit“ (1970, S.65).

Eine Universität definiert sich von ihrer Aufgabe her als eine Institution, die darauf abzielen sollte, Selbstorganisation und Selbstreflexion bei Studenten und Studentinnen zu fördern, oder überhaupt erst zu entwickeln. Sie definiert sich von ihrem Anspruch her, Lehre und Forschung in autonomer Weise zu vereinen und dies erfordert, daß Prozesse der Selbsterfahrung in Gang gesetzt werden. Neu wird die Universität in Südtirol nur dann sein, wenn sie instande ist, kreative Prozesse in Gang zu setzen – und diese Prozesse kennen keine ethnischen Grenzen – und wenn sie instande ist, in die gesamte Universitätsdiskussion auch und besonders die „Pädagogische Hochschule“ miteinzubeziehen. Sonst wird die „Pädagogische Hochschule“ nur eine Verlängerung der Oberschule sein, wahrscheinlich sprachlich streng getrennt, und sie wird geringste Auswirkungen auf eine Verbesserung der Lernbedingungen an unseren Schulen haben.



Getrennt oder gemeinsam?

Die Errichtung einer Universität in Südtirol muß von Realismus getragen werden, es braucht aber auch eine Vision, die nicht einfach nur darin bestehen kann, daß man von deutscher Seite aus betont, daß die Ausbildung in der Muttersprache erfolgen muß – ein unbestrittenes Recht für alle Sprachgruppen, das man aus „praktischen Gründen“ den Ladinern aber eigentlich vorenthält – und daß man sich immer wieder auf die Universität Innsbruck als „Landesuniversität“ beruft. Sicher, es wird notwendig sein, auch bezüglich der Pädagogischen Hochschule eine enge Zusammenarbeit mit Innsbruck zu suchen, aber diese Zusammenarbeit schließt weitere Kooperationen mit anderen Universitäten im deutschsprachigen Raum und mit italienischen Universitäten nicht aus. Genauso bedingt das Recht auf Ausbildung in der Muttersprache nicht von vornherein, daß nach Sprachgruppen getrennte Strukturen errichtet werden müssen. Hier ist es notwendig, eine Vision zu entwickeln, die nach vernetzten Möglichkeiten sucht, die sowohl Ausbildung in der Muttersprache sicherstellt als auch Kooperation, gemeinsame Ausbildung unter Verwendung aller Sprachen in bestimmten Bereichen garantiert, so etwa dem des Erwerbs einer interkulturellen Kompetenz.

Es ist möglich, derartige Modelle zu entwickeln, die nicht einfach „Mischmodelle“ sein müssen, wie etwa ein Fachbereich in einer und ein Fachbereich in einer anderen Sprache, wie etwa die gleichzeitige oder nach Dozenten getrennte Verwendung der verschiedenen Sprachen in einem

selben Fachbereich, wie etwa Prüfungsarbeiten in der einen oder in der anderen Sprache. Grundsätzlich gilt jedoch, daß kooperatives Arbeiten in Grenzbereichen, die nicht nur am Rande eines Curriculums liegen müssen, gemeinsames Arbeiten in Kontaktsituationen bedeutet und zumindest als erste wesentliche Voraussetzung einen gemeinsamen Standort für die Pädagogische Hochschule erfordert.

Eine zweite Voraussetzung ist, wenn auch in einem engeren Pflichtbereich und einem weiteren Wahlbereich, daß die Möglichkeit vorgesehen wird, gemeinsam in gemischten Lerngruppen zu lernen, in denen jeder in seiner Muttersprache oder ersten Sprache sprechen kann, in denen aber Informationen und Anregungen in verschiedenen Sprachen gegeben werden, so z.B. im Bereich der Zweitsprachdidaktik als interkulturelle Begegnung, im Bereich von Feldforschungen, in verschiedenen Bereichen der vergleichenden Erziehungswissenschaften, der Sozialpsychologie (Leben in einer multikulturellen Gesellschaft, geschichtliche Aspekte des mehrsprachigen Raumes, Ethnozentrismus-Rassismus-Empathiefähigkeit-Ambiguitätstoleranz usw.).

Warum nicht ein H-Modell?

Ein H-Modell wäre zunächst einmal durch einen gemeinsamen Standort als Rahmen gekennzeichnet und weiters durch zwei vertikale Balken, die den beiden Unterrichtsprachen Deutsch und Italienisch entsprechen. Es gäbe also deutlich unterschiedene Sektionen, in denen der/die

angehende Grundschullehrer/in für die deutsche oder italienische Schule in den verschiedenen spezifischen Fachbereichen, im soziologischen, psychologischen, pädagogischen, allgemein didaktischen und fachdidaktischen Bereich, im Bereich der Gesundheitserziehung, des grundlegenden Verwaltungsrechtes, der Schulgesetzgebung usw. ausgebildet werden könnte. Die zukünftigen ladinischen Grundschullehrer und Grundschullehrerinnen müßten jedenfalls die Möglichkeit haben, in paritätischer Weise – so wie dies oben der Organisationsstruktur der ladinischen Schule entspricht –, die Lehrveranstaltungen der einen wie der anderen Sektion zu besuchen.

Wenn die beiden Sektionen somit – auch bei einem gemeinsamen Standort – eigenständig nebeneinander bestehen würden und so das Recht auf Ausbildung in der Muttersprache gesichert wäre und damit auch die Pflicht der Ausbildung in der Zielsprache, d.h. der Unterrichtssprache der jeweiligen Schulen, so wären sie dennoch durch einen gemeinsamen Balken, eine gemeinsame Sektion verbunden, die sowohl aus rechtlichen als auch aus pädagogischen Gründen nützlich und sinnvoll wäre. Diese Verbindung würde auch die Einheitlichkeit der Struktur in inhaltlicher und verwaltungsmäßiger Hinsicht sichern und auch die Möglichkeit bieten, bestimmte Einrichtungen, wie Bibliotheken, audiovisuelle und elektronische Dienste, Verwaltungsstrukturen, sowie andere Dienste mit einer großen Ersparnis an finanziellen Mitteln zentral zu planen und zu realisieren.

Rechtlich muß diesbezüglich auch erwähnt werden, daß die Pädagogische Hochschule für die deutschen und italienischen Grundschullehrer und Grundschullehrerinnen auch deren Ausbildung als Zweitsprachlehrer/innen vorsehen muß, wie dies jetzt an den Lehrerbildungsanstalten fast überhaupt nicht geschieht und auch aus strukturellen und zeitlichen Gründen nicht angemessen geschehen könnte.

Gleichzeitig besteht auch die Notwendigkeit, daß die ladinischen Grundschullehrer und Grundschullehrerinnen die Möglichkeit haben, die ladinische Sprache und Kultur zu vertiefen, was auch – wenn auch nur als Einblick in die ladinische Sprache und Kultur – für die anderen Studierenden deutscher und italienischer Muttersprache verpflichtend vorgesehen werden sollte. In einer weiteren Dimension geht es natürlich auch darum, in dieser Sektion Vergleiche zwischen allen Sprachen und Kulturen anzubieten, die in unserem Lande vertreten sind und über Feldforschungen und Konfrontation mit Sprachbiographien das „Fremde“ und das „Eigenen“ besser zu erkennen und so für alle Lehrpersonen eine „interkulturelle Kompetenz“ durch ein Lernen in direktem Kontakt mit den Vertretern der verschiedenen Kulturen und durch Selbsterfahrung anzustreben. Diese interkulturelle Kompetenz ist eine wertvolle Voraussetzung für alle Lehrpersonen, die die Zweitsprache in der „anderen“ Grundschule unterrichten wollen (und sollen) sowie auch für die Zweitsprachlehrer/lehrerinnen der Sekundarschulen, deren spezifische Ausbildung auch in dieser Sektion angesiedelt werden könnte. Ohne diese in einer gemeinsamen Lerngruppe erworbene Kompetenz würden sich diese Lehrer/innen in der anderen Schule fremd fühlen, wie dies auch fast immer noch der Fall ist (Baur 1992). Es steht außer Zweifel, daß die Zweitsprache und die, die sie unterrichten, nur in den seltensten Fällen einen ähnlichen sozialen Status genießen, wie z. B. „starke“ Fächer (Mathematik, Geographie ...). Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß die Mehrheit der deutschsprachi-

gen und italienischsprachigen Familien die Zweitsprache aus pragmatischen Gründen für wichtig und notwendig erachtet. „Nützlichkeit für das Leben“ hat Kinder und Jugendliche nur sehr selten begeistert und hat die Lernmotivation immer nur unmerklich verstärkt. Was einzig zählt, sind konkrete Begegnungen, direkte Auseinandersetzungen, das Austragen von Konflikten, die in unserer Gesellschaft so zahlreich vorgegeben sind, sei es weil sie aus dem „kollektiven Gedächtnis“ der Sprachgruppen genährt werden, sei es weil sie immer wieder von neuem von verschiedenen politischen Kräften in unverantwortlicher Weise geschürt werden.

Eine „Pädagogische Hochschule“, die nach diesem H-Modell Studenten und Studentinnen verschiedener Sprachgruppen zwar in den meisten Bereichen getrennt „unterrichtet“, aber sie auch in wichtigen Bereichen – eben im horizontalen Balken des H-Modells – gemeinsam „unterrichtet“ oder besser gesagt zusammenführt, wie eben dem der interkulturellen Erziehung, der kommunikativen Zweitsprachdidaktik, im Erlernen einer weiteren Fremdsprache, im Zugang zur ladinischen Sprache und Kultur, in sozialpsychologischen, psycholinguistischen Bereichen, wie im Bereich der integrierten Sprachdidaktik und vor allem in bezug auf die Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur Selbstorganisation, kann einen konkreten, wenn auch kleinen, aber wichtigen Beitrag, für die Kooperation und das Zusammenleben zwischen den Sprachgruppen in unserem Lande leisten (für eine ausführlichere Darstellung dieses Modells siehe: Baur S. „Università – un luogo di incontro e di studio interculturale“ in: *Lingue tra culture*, Baur S./Montali S. (Hrsg.), Meran, Alpha&Beta, 1994, S. 177–193).

Eine weitere wichtige Variante besteht darin, die Prüfungsmodalitäten in dieser gemeinsamen – italienischer, deutscher und ladinischer Sektion – so zu gestalten, daß auch die Möglichkeit besteht, sie – mit Ausnahme der Zweitsprache und der Fremdsprache – in der Muttersprache abzulegen.

Eine nach Sprachgruppen getrennte „Pädagogische Hochschule“, zudem noch an verschiedenen Standorten, würde hingegen nur das bekräftigen und fortschreiben, was drohend über uns und der Zukunft unserer Kinder hängt, nämlich das Bestehen und Fortdauern zumindest zweier voneinander getrennter Gesellschaften, der deutschen und italienischen und einer Randgesellschaft, nämlich der ladinischen. Einer Untersuchung des ASIAT zufolge (Asiat-Bevölkerungsumfrage 1991) sind 38% der Erwachsenen der Meinung, daß das Zusammenleben noch ein schwer lösbares Problem darstelle und daß die Konflikte zwischen den Sprachgruppen noch besonders stark seien. Nur 8% der Bevölkerung sind der Ansicht, daß das Zusammenleben kein Problem darstelle und daß es keine Konflikte gebe!

Dies zeigt, daß die gesellschaftlichen „Visionen“ immer noch stark an Modellen der Trennung festhalten, Kooperation kaum suchen und ganz einfach gesagt mit einer Kultur des Zusammenlebens und der Zweitsprachigkeit nicht kompatibel sind. Vielmehr ginge es darum, das Bild zu erkennen, das man sich vom „Anderen“ gemacht hat, die Vorurteile bewußt zu machen, die „dunkler“ Flecken der eigenen und der anderen Kultur sehen zu lernen, die kulturellen Inferenzen – auch sprachlicher Art – im Alltag wahrzunehmen, die sozial unvermeidlichen Mißverständnisse zu erkennen und zu ertragen, sich der „Kulturschocks“ und der

Tragweite des „kollektiven Gedächtnisses“ der Sprachgruppen (Halbwachs, 1987) bewußt zu werden.

Alle diese Überlegungen sprechen, auch mit Blick auf Europa („Europaregion Tirol“ statt „Festung Deutsch-Tirol“), für ein vernetztes System, für ein H-Modell, als einen realistischen und wichtigen Schritt auf dem Wege der Kooperation zwischen den Sprachgruppen ...

Welche Organisationsstruktur?

Die Realisierung der Vision einer gemeinsamen Pädagogischen Hochschule für alle drei Sprachgruppen in Südtirol, erfordert aber auch eine aufmerksame und kritische Reflexion über Organisationsstrukturen, die auch dann gültig wäre, wenn die Trennungspolitik die Überhand behalten würde.

Die vorherrschende Struktur an den italienischen, aber auch den deutschen und österreichischen Universitäten, ist meist durch eine Verteilung weniger Wochenstunden pro Fachbereich im Semester gekennzeichnet. Sie fördert auf diese Weise nicht die Bildung von Arbeitsgruppen, schließt fast völlig ein Lernen aus direkter Erfahrung aus und erzielt selten größere Bewußtheit bei den Studenten und Studentinnen. Diese zerstückelte Bildungsstruktur hat sich in Wirklichkeit überlebt, findet in der Privatwirtschaft bei der Ausbildung von Fachleuten keine Anwendung mehr, hält sich aber immer noch an den Universitäten. Soweit es die italienischen Universitäten betrifft, möchte ich Prof. Gattullo für mich sprechen lassen: „... dies kann nur durch die ‚vorherrschende didaktische Kultur‘ an den italienischen Universitäten erklärt werden, die dem bürokratischen Zentralismus und dem Primat der formalen Dimension über die wirklichen Inhalte der Tätigkeit, noch in besonderer Weise das Erbe des Idealismus hinzugefügt haben, d. h. die Ablehnung, die Lehrinhalte

zu Gegenständen konkreter, nicht nur theoretischer und politischer, sondern auch experimenteller Forschung zu machen. Von hierher kommt eben die Weigerung, didaktische Forschung zu betreiben, von hierher kommt das Schweigen über die berufliche Qualifikation der Lehrer und die mangelnde Sensibilität bezüglich der technischen und organisatorischen Aspekte der Lehrfähigkeit. Diese ‚vorherrschende didaktische Kultur‘ zeigt überhaupt kein Interesse an Reformen und Neuerungen der Lehrstruktur: sie zielt darauf ab, die Einführung von Reformen zu verhindern, diese abzuwarten oder zu sabotieren, wenn sie angenommen werden. Sie zeigt aber auch kein Interesse an exemplarischen Erfahrungen: da diese nur stören, werden sie abgelehnt, isoliert, neutralisiert“ (1986).

Es ist daher unerlässlich, an eine weit dynamischere und den Bedürfnissen der Studierenden weit entsprechendere Struktur zu denken. Ein erster Schritt könnte darin bestehen, den Großteil der Lehrgänge des Curriculums in Wochenblöcken zu strukturieren. Dies wird auch vom CONCORD (16/7, 1993 – siehe Literaturhinweise) vorgeschlagen.

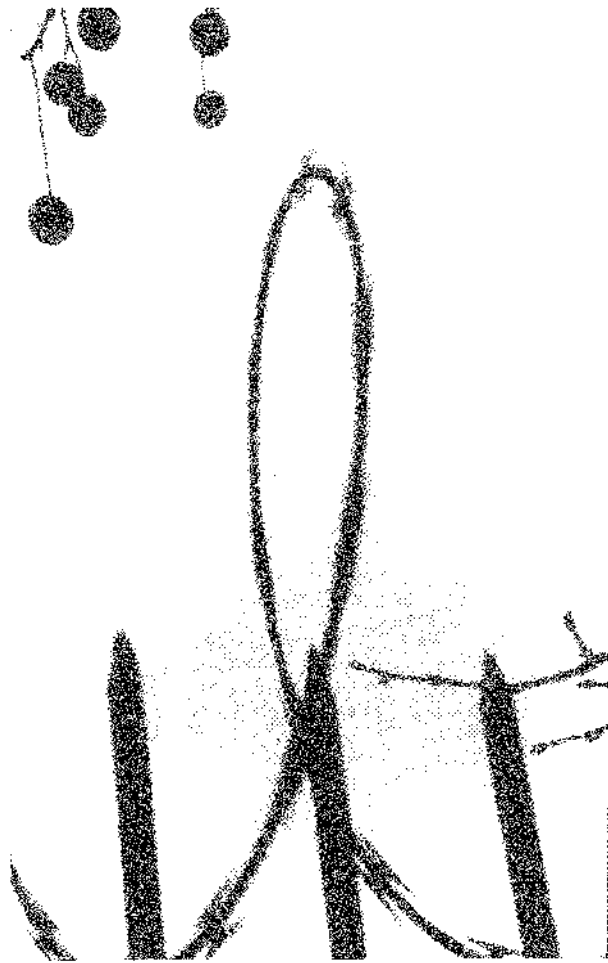
Neue Lernformen für eine „neue“ Universität!

Die Lernformen bedingen die Ausbildungsergebnisse weit stärker als man dies gemeinhin annimmt.

Auf der Ebene des Erwerbs von Wissen und Kompetenzen muß das Lernen als eine Möglichkeit verstanden werden, Erfahrungen in einem dynamischen Prozeß zu sammeln, der von der Erfahrung zur Reflexion und wieder zu neuen Erfahrungen führt. Dieser Vorgang, der die bloße Vermittlung von Informationen in den Hintergrund stellt, fördert das entdeckende und forschende Lernen, die Feld-

„Generationen warten auf die Uni“





forschungen, das Lernen an Projekten. Diese Prozesse, auch wenn sie sich letztlich im Individuum selbst ereignen, brauchen die Gruppe, die anregt, zustimmt, aber auch widerspricht. Neue Lernformen an Universitäten, und nicht nur dort, sollten daher die Bildung von relativ stabilen und längerfristigen Arbeitsgruppen vorsehen.

Die schulische Organisation stellt normalerweise den einzelnen Studenten vor das festgelegte Curriculum. Sie erlaubt es, auf universitärer Ebene persönliche Veränderungen an den vorgesehenen Lehrgängen vorzunehmen. Es gelingt ihr aber meist nicht, bürokratische und hierarchische Beziehungen dem „Wissen“ gegenüber zu vermeiden. Gerade weil die Beziehung zwischen der Institution und dem Einzelnen besteht und die Auseinandersetzung nicht innerhalb einer Gruppe und dann zwischen dieser und der Institution geschieht, erfolgt die Evaluation des Lernprozesses meist nur über die Reproduktion von Informationen und angelernten Inhalten. In diesem Kontext gewinnt dann der „heimliche Lehrplan“ (Jackson 1973) an Bedeutung, der als Gesamtheit der Regeln, Gewohnheiten, Rituale, Vorschriften sowie der Texte, die es zu lesen gilt, und der Erfahrungen, die gemacht werden sollen, bezeichnet werden kann und die im wesentlichen auf eine Anpassungsleistung des Lernenden abzielen und zwar über eine „bewährte“ didaktische Praxis, die Erneuerung, Innovation und Kreativität nicht zuläßt.

Der Universität, wie auch anderen schulischen Strukturen, gelingt es nur selten, den „Lehrbetrieb“ so zu organisieren, daß sich die Kompetenz, in angemessener und überlegter Weise in realen Situationen zu agieren und zu reagieren mit der Fähigkeit verbindet, Voraussetzungen, Gründe und Verlauf eines Prozesses zu beschreiben. Zu oft beschränkt man sich nur auf den zweiten Aspekt, der

Probleme nur theoretisch durchspielt und höchstens simuliert, und kommt dabei der eigentlichen Aufgabe, nämlich der einer bewußten Befähigung der Studierenden für die Praxis nicht nach, die nicht einfach als ein Anlernen oder als eine „Hundreichung“ verstanden werden kann.

Eine besondere Chance stellen, z.B. im weiter oben dargestellten H-Modell, gemischte Lerngruppen dar, die in unserem Falle aus deutschen, italienischen und ladinischen Studenten und Studentinnen gebildet sind. Diese reale soziale Situation, die die Arbeitsbedingungen und die Aufgaben der zukünftigen Zweitsprachlehrer/innen und der Lehrpersonen der ladinischen Täler antizipiert, kann neben einer wertvollen Gruppendynamik auch das gegenseitige Verständnis für die eigene und die jeweils verschiedene Weltansicht fördern, die dem Integrationsmodus der Wirklichkeit der verschiedenen ethnischen und sprachlichen Gruppen zugrunde liegt.

In diesem Kontext der Nähe kann ohne Angst vor „Grenzverletzungen“ authentisches interkulturelles Lernen zustande kommen, das für den Einzelnen eine bewußte Entwicklung der eigenen Identität als Zweitsprachlehrer/in und als Lehrer/in in der Schule der eigenen Muttersprache sichert.

Literaturhinweise

- ASTAI, Landesinstitut für Statistik, 1991. ASTAI – Bevölkerungsumfrage 1991, „astai information“, Nr. 27, Dezember 1991, Bozen, Autonome Provinz Bozen-Südtirol, S. 7.
- ASTAI, Landesinstitut für Statistik, 1994. Südtiroler Schule in Zahlen – Schuljahre 1983/84–1992/93, Schriftreihe 39, Bozen, Autonome Provinz Bozen-Südtirol.
- Baur, S. 1992. „L'insegnamento dell'italiano in un contesto bilingue“, *Le innovazioni strutturali, pedagogiche e metodologiche della scuola italiana con particolare riferimento all'insegnamento linguistico*, I.R.R.S.A.L. Abruzzo (Hrsg.), L'Aquila, Atti del Convegno, Montesilvano (PE), 20./25. August 1992, S. 24–51.
- Baur, S./Montelli, S. (Hrsg.) 1994. *Lingue tre culture*, Meran, Alpha&Beta.
- CONCIRD (Conferenza nazionale dei Centri interdipartimentali per la Ricerca Didattica delle università italiane), 1993. „La formazione universitaria dopo l'approvazione della legge n. 341“, „CONCIRD“, Roma, 16/7 (1993), S. 609–623.
- Freire, P. 1970. *Pädagogik der Unterdrückten*, dt. Ausgabe bei Rotero, Reinbek, 1971.
- Galilei, M. 1986. *Quale Università? Proposte per il cambiamento*, Firenze, La Nuova Italia, S. 73.
- Halbwachs, M. 1950. *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt/M., Fischer Wissenschaft, 1991.
- Jackson, P.W. 1973. „Was macht die Schule? Die Lebenswelt des Schülers“, „betriebs-erziehung“, Weinheim, 5 (1973), S. 18–22.



Für eine ECHTE Universität

Christino Kury

Die Diskussion um eine Universität in Südtirol ist alt. Mindestens so alt ist der Widerstand der Südtiroler Volkspartei und anderer maßgeblicher Kreise gegen die Errichtung einer Hochschule in unserem Land. Mittlerweile ist die Lage eine andere. Der Ruf nach einer Universität, vor allem von seiten der Südtiroler HochschülerInnenenschaft (SH/ASUS), wird nicht mehr nur verschluckt im schwarzen Loch ethnischer Ängste und kleinbürgerlicher Mentalität, sondern erfährt ein Echo. Es scheint nicht mehr um das Warum, sondern das Wie zu gehen. Die SVP und ihre Regierungspartner müssen sich zwangsläufig diesem Umstand fügen: Das sogenannte Ruberti-Gesetz, das zahlreiche Reformen im Studienwesen Italiens nach sich ziehen soll, fordert unter anderem die universitäre Auszubildung von GrundschullehrerInnen und die Einführung verschiedener Fachhochschulkurse. Die Frage ist nun, ob Südtirol bald eine „richtige“ Universität besitzen wird, oder ob sich das Land mit universitären Einrichtungen anderer Art begnügen wird.

Die Nähe zweier mehr oder weniger traditionsreicher Hochschulen, Innsbruck und Trient, engt den Handlungsspielraum natürlich ein. Doch scheint eine ordentliche Universität trotzdem möglich. Schon allein der Umstand, daß in Trient und Innsbruck (wie an den meisten Unis) Platzmangel herrscht, öffnet neue Möglichkeiten. Ein (auch zahlenmäßig) neues Verhältnis zwischen Studierenden und Lehrenden würde viele anziehen, nicht zuletzt StudentInnen aus anderen Teilen Italiens, aber auch aus dem Ausland. Vor allem aber könnte eine Universität in Südtirol ganz neue Wege gehen und dadurch mit anderen, traditionsreichen Hochschulen „mithalten“. Eine Universität in Südtirol hat nur dann einen Sinn, wenn sie der kulturellen Situation im Lande gerecht wird und vielmehr noch auf diese aufbaut: Die Universität Südtirol muß eine zumindest zweisprachige Einrichtung sein. Der erste Schritt dahin ist eine zweisprachige LehrerInnenausbildung. Die Schulung der LehrerInnen über die Oberschule hinaus ist, wie schon erwähnt, vom Gesetz vorgeschrieben und wird in Südtirol in den nächsten Jahren unabhängig davon, welche weiteren universitären Einrichtungen es geben wird, so oder so angeboten werden. Es hieße, eine einmalige Chance zu verspielen, wenn hier erneut ethnische Trennung betrieben würde. Damit nicht genug. Eine Universität in Südtirol muß nicht nur mehrsprachig, sie muß auch international ausgerichtet sein, in jeder Hinsicht. Hier gilt es, die Möglichkeiten im Rahmen der Europäischen Union auszunutzen. „Europäische“ Institute und Bildungseinrichtungen gibt es bereits (z. B. in Florenz). Österreich ist jetzt Mitglied der EU. Das sollte eine Zusammenarbeit beider Staaten erleichtern. Für Südtirol eine einmalige Gelegenheit, eine wirklich für Lehrende und Studierende schmackhafte Universität zu gründen. Kein privat geführte Strukturen scheinen dafür kaum ge-

eignet. Trotz der Kosten müssen Wege gesucht werden, daß eine Universität in Südtirol keine private und somit zu sehr abhängige wird. Es kann hier gar keine andere Universität geben als eine, die über die Berge rund um dieses Land hinausschaut. Inhaltlich innovative Bereiche, etwa der soziale und ökologische, fehlen immer noch an den Unis. Auch die interdisziplinäre Forschung ist noch keineswegs weit gediehen. Würde eine Universität diesen Bedürfnissen gerecht werden, dann hätte das unweigerlich zur Folge, daß sich Südtirol öffnen würde. Eine solche Uni wäre auch für Studierende und Lehrende aus anderen Kulturkreisen interessant, die Gefahr der Inzucht dadurch beträchtlich gemindert. Es geht also nicht so sehr darum, eine Universität FÜR Südtirol zu errichten, sondern eine IN Südtirol. Ersteres würde sich automatisch ergeben. Wer wissenschaftlichen Beistand benötigt, hat dann einen Ansprechpartner. Eine Öffnung der Gesellschaft würde erreicht. Erst recht, und das scheint mir eine grundlegende Voraussetzung zu sein, wenn die ProfessorInnen auch in Südtirol ansässig sind. Mit einem „Lehrtourismus“ ist uns nicht gedient.

Daß all das auch möglich ist, zeigt die Universität Freiburg in der Schweiz. Mehrsprachig und hochqualifiziert findet sie großen Zuspruch. Und nur ein kleiner Teil der StudentInnen kommt aus der näheren Umgebung. Die Pläne der Landesregierung scheinen allerdings in eine ganz andere Richtung zu gehen. Allzu „Bodenständiges“ ist zu befürchten. Man wird sich Gedanken darüber machen müssen, wie sehr ein Kompromiß hier zielführend ist. Wer ernsthaft für eine Universität eintritt, muß das Vorgehen der Landesregierung kritisch sehen bzw. „Alibiverhalten“ rechtzeitig entlarven. Die besondere ethnische und politische Situation Südtirols würde durch eine mehrsprachige und international verankerte Universität mit entsprechend hohem Niveau einen ganz anderen und einen weit über die nähere Umgebung hinaus wichtigen Stellenwert erhalten. Die autonomiepolitische Vorbildfunktion, die von den Regierenden so gerne hervorgehoben wird, bekäme eine nicht mehr nur abstrakte Bedeutung. Mit einem Fleckerlteppich an Fakultäten und Lehrgängen ist das alles freilich nicht zu erreichen. Mit einem fortgesetzten ethnischen Kleinkrieg erst recht nicht.

Das „Deutschtum“ ist nicht in Gefahr. Allerdings könnten kulturelle Identitäten im grenzüberschreitenden Miteinander zu einem konstruktiven Dialog beitragen. Der Umgang mit dem Fremden, das Abbauen von Mauern, das Verhältnis von verschiedenen Sprach- und Kulturgruppen zueinander auch aus psychologischer Sicht erarbeiten: Das könnte eine Universität in Südtirol wie kaum anderswo erreichen. Und sich dafür einzusetzen ist sicherlich der Mühe wert.

„Universitas Brixinensis“

Sepp Küsttatscher

Damit kein Zweifel aufkommt, ob ich für eine universitäre Struktur, für etwas Para- oder Postuniversitäres bin ... Ich wünsche mir eine Universität in Südtirol, eine für alle Sprachgruppen zuständige Hochschule mit Standort in Brixen. Um an der Tradition der Philosophisch-theologischen Hochschule in Brixen anzuknüpfen und um nicht jedesmal in allen drei Landessprachen darauf hinweisen zu müssen, daß es eine mehrsprachige Universität in einem mehrsprachigen Land werden soll, gebrauche ich einfachheitshalber die lateinische Bezeichnung „Universitas Brixinensis“. Und wenn ich damit jemand provoziere, so soll dies ruhig die Diskussion anregen. Die in Brixen zu errichtende Institution soll grundsätzlich für alles zuständig sein, was nach der Matura in Südtirol angeboten wird: Lehrerausbildung, Lehrerweiterbildung, Fachhochschulen, Doktoratsstudien, „Post Graduate“, Studentienanerkennung, Lehre und Forschung ... Natürlich nicht alles auf einmal, sondern Schritt für Schritt. Die neue Universität soll bereits bei der Gründung so konzipiert werden, daß sie organisch und maßvoll wachsen kann. Die Mehrsprachigkeit in einem mehrsprachigen Gebiet mit möglichst viel mehrsprachigen Lehrern soll als wertvolle Chance und als eine natürliche Herausforderung gesehen werden. Nur so kann Südtirol die vielbeschworene „Brückenfunktion“ zwischen dem romanischen und germanischen Kulturraum übernehmen. Nachdem „Erasmus“ und andere europäische grenzüberschreitende Initiativen zu wenig Studenten anzusprechen in der Lage waren, sollten mehrsprachige Hochschuleinrichtungen helfen, an einem friedlichen Europa unterschiedlicher Nationen und Sphären mitzubauen. Auch finde ich es als eine Selbstverständlichkeit, daß alle, die hier in unserem Lande studieren und arbeiten, deutsch bzw. italienisch zumindest verstehen. Zumindest im eigenen Fachbereich sollte man im enger zusammenwachsenden Europa zwei- oder dreisprachig sein. Eine Hochschule im eigenen Lande soll nicht alle Südtiroler Studenten anziehen. Mit einer gezielten Studienpolitik sollen selbstverständlich auch weiterhin Anreize geschaffen werden, damit junge Südtiroler als fahrende Skolasten sich überall in der Welt behaupten lernen. Es wäre aber eine echte Bereicherung, wenn Lehrende und Lernende auch von anderswoher sich in Südtirol niederließen ... Als Vergleich: die 600 bis 700 Hochschulprofessoren im Trentino sind eine kulturelle und gesellschaftspolitische Bereicherung für unsere Nachbarprovinz. Weiters ist eine Hochschuleinrichtung ein Dienstleistungsbetrieb mit einem wirtschaftlich bedeutenden Multiplikatoreffekt. Trient und Innsbruck mit Umgebung verdienen gut mit ihren Universitäten. – Südtirol hat wenig Rohstoffe und ist somit kein natürlicher Industriestandort. Um den Wirtschaftsstandort Südtirol attraktiver zu machen, müssen die Humanressourcen gefördert werden. Schon allein diese wirtschaftliche Überlegung müßte uns in eine bildungspolitische Offensive bringen. – Südtirol sollte mehr sein als nur ein Standort für Äpfel-Export und Touristen-Import!

Der Respekt vor der Universität als „alma mater“ kann ruhig etwas schwinden. Eine Entmythologisierung würde beschleunigt, wenn vor unserer Haustür täglich Professoren und Studenten vorbeispazierten. Eine Hochschule ist heute das, was vor 25 Jahren eine Oberschule war. Europaweit haben durchschnittlich 10 % der Bevölkerung einen akademischen Titel, in Südtirol genau die Hälfte. Wir brauchen noch lange nicht gegen Bildungsinitiativen anzulaufen und nur wegen des derzeitigen Lehrlingsmangels auf eine Hochschule verzichten. Wir dürfen die Augen nicht davor verschließen, daß sich die Zahl der Hochschüler in den letzten acht Jahren verdoppelt hat. Bildung ist ein Vehikel für den sozialen Aufstieg. Das heißt noch lange nicht, daß jemand mit einem höheren Studientitel nicht einen handwerklichen Beruf ausüben kann. Solange aber die Söhne und Töchter der Gastwirte und Handwerker eine immer höhere Bildung anstreben, soll das auch für Arbeiterkinder eine Selbstverständlichkeit sein.

Eine Universität in Südtirol soll möglichst autonom sein, nicht nur von Rom unabhängig sein, sondern auch von Innsbruck und Trient. Die Diskussion in den letzten Wochen hat uns klar werden lassen, daß viele Vertreter der „Landesuniversität“ Angst vor einer Konkurrenz in Südtirol haben. Kooperation ja, Abhängigkeit nein! Eine Kooperation ist aber nur möglich, wenn „unsere“ Universität als Partner zu anderen auftreten kann.

Warum ich für Brixen bin. Ein paar ganz einfache Gründe sprechen für Brixen. Einmal soll zur Landeshauptstadt ein Gegengewicht geschaffen werden. Zweitens sehe ich in der unregierbaren Stadt Bozen (im ständigen Clinch mit der Landesregierung) wenig Chancen auf eine realistische Umsetzung von notwendigen Gesamtlösungen. Drittens hat Brixen neben der Philosophisch-theologischen Hochschule, neben dem Sommersitz der Universität Padua eine Menge von Gebäuden und Grundstücken im kirchlichen Besitz, die ein Wachsen von Hochschuleinrichtungen in relativ verdichteter Form viel realistischer erscheinen lassen als anderswo. Eine Campus-Unit zwischen Meranzing und Terlan wäre wohl nicht die beste Alternative.

Ich bin für pragmatische Lösungen und konkrete Schritte, allerdings mit einem Gesamtkonzept. Nicht Zufallskurse mit Geldern des Europäischen Sozialfonds, nicht schnelle Anbindungen hier und dort, nicht teure Gastprofessoren einmal da und einmal dort ... Ein Konzept, wie es die Europäische Akademie schon relativ klar herausgearbeitet hat! Weitere konkrete Anregungen könnt man sich beispielsweise in Freiburg/Fribourg und Leuven/Louvain holen. Auch aus den positiven und negativen Erfahrungen der neuen Universitätsstädte Trient, St. Gallen und Klagenfurt könnte man einiges lernen.

Jedenfalls ist auch folgende Tatsache lehrreich, nämlich, daß man auf keine in den letzten Jahrzehnten gegründete Universität verzichten würde.



Liam y forum per i **Ladins**

Ein Bezugspunkt
FÜR die ladinische Kultur

Un riferimento per la cultura ladina

Roland Verro

Na mendranza possa avèi n referimènt sterch te na università, sce chësc mancia vën chësta funziun sèutantènta da autra strutture o organisaziuns, che ne ie nia bones de segurè chël clima de conzet y de liedëza de pensier che te la condizion de vita de na università. Nchinamò à i Ladins plutosc „adurvà“ la universiteies tudëscos y talianes, chël uel di èi se à juvà de n context culturèl di autri. Sën che i ie pussibl avèi na università nosta te chësta Provinzia, iel èura che i Ladins léure pea pra l projet culturèl di università y ne reste nia „cuasumènc passifs“. Nöus uien un tèuc ite tla programazion y tla gestion de chësta università, dajan nce nosc contribut de cunescënzes y de spëriënzes, dantaidut il ciamp dla cultura ladina, dla filologia romanza, dla sciënza linguistiga comparativa, dla didattiga multiculturala, di dëre dla mendranzes y n.i.

Mé sce chësta cundiziuns vën respetades, deventràla na università per duta la trëi grupes de lingaz dla Provinzia. Sce alincontra na tel università éssa da deventé na ricdi-

zion de chël che vën bele fat oradeci, ne puderala nia dc n contribut scificiatif ala vita culturale de nosta populazion. Da nosta pert ulessans perchël che la devante n referimènt culturèl che posse dc impuls nce ala elaborazion di lingaz ladin y a na majera identificazion de nosta forzes inleletueles cua si grupa de lingaz.

Eine Universität in Südtirol kann und darf die ladinische Komponente nicht unberücksichtigt lassen und soll eine wichtige Impulsfunktion für die ladinische Sprache und Kultur ausüben. In der laufenden Diskussion über die Perspektiven einer solchen Universität wird sehr oft das Schlagwort einer dreisprachigen Universität ins Feld geführt, und zwar im dem Sinne, daß die Unterrichtssprachen Deutsch, Italienisch und Englisch sein sollten. Meines Wissens ist noch keine englische Sprachgruppe in Südtirol erfaßt, zumindest nicht statutarisch. So wäre es sinnvoller, von Mehrsprachigkeit allgemein zu reden, wo-

bei auch die ladinische Sprache zum Tragen kommen soll, was den Gebrauch anderer europäischer Großsprachen nicht ausschließt.

Unsere territorial sowie administrativ stark zersplitterte Sprachgruppe bedarf eines kulturellen Konvergenzpunktes, der, in Ermangelung zentraler kultureller Einrichtungen, eine so gestaltete, mehrsprachige Universität sein könnte. Dieser Einrichtung käme, in bezug auf die Ladinen, die wesentliche Funktion zu, die intellektuellen Ressourcen zu bündeln und im Rahmen eines einheitlichen Konzeptes für die Interessen und Belange der Sprachgruppe einzusetzen. Gegenwärtig fehlt es arg an Konzepten und an Kommunikation, nach innen wie nach außen. Die Universität bietet einen kulturellen Freiraum, abseits kleinlicher Eifersichtstelen und kurzsichtiger egoistischer Schwestern, die bei kleinen Sprachgruppen und Gemeinschaften viel intensiver grassieren als anderswo. Ein Beispiel für solche absurden Auseinandersetzungen wäre die Polemik um die Ausarbeitung einer allgemeingültigen, zeitgemäßen Sprachform des Ladinischen, wobei sektorielle Interessen, meist politischer Art, ein Vorkommen äußerst erschweren. Gerade in diesem Bereich könnte eine Universität im Lande jene anerkannte Koordinierungs- und Planungsfunktion ausüben, die zur Zeit von niemandem wahrgenommen wird. Es legt Zeugnis für den besorgniserregenden Zustand der Diskussionskultur in Ladinien ab, wie eine Auseinandersetzung über wissenschaftliche Themen, eben über linguistische Modernisierung und Normalisierung, für anderweitige Zwecke mißbraucht wird.

Die Universität kann in diesem und ähnlichen Bereichen wirklich zu einem freien Forum der geistigen Bewegung werden. Sie kann darüber hinaus das Phänomen Ladinien aus der Ecke des provinziellen Folklorismus befreien und einen offenen Vergleich mit den benachbarten Kulturen anregen. So erst wird es möglich, die rückwärtsgewandte, museale Einstellung zu überwinden und dynamische Prozesse einzuleiten, zum Beispiel in bezug auf Mehrsprachigkeit, kontrastive Sprachbetrachtung, Entwicklung

neuer Forschungs- und Unterrichtsmethoden, institutionelle und juristische Schutzmaßnahmen, Einbindung in europäische und internationale Konventionen zum Minderheitenschutz usw.

Oltre queste variegata possibilità di studio e di ricerca, l'università in Provincia di Bolzano dovrebbe assolvere prioritariamente un compito di grande urgenza rispetto ai Ladini: la predisposizione e l'attuazione di un modello specifico per la formazione degli insegnanti trilingui della scuola delle località ladine. Le proposte in tal senso sono già state elaborate da un gruppo di lavoro presso l'Accademia Europea. Esse prevedono un corso di laurea di scienze dell'educazione mirato a formare insegnanti delle scuole materne ed elementari che devono operare con le tre lingue ladina, italiana e tedesca. Sin ad ora la mancanza di una formazione di questo genere si ripercuoteva negativamente sull'organizzazione dell'insegnamento nelle scuole ladine, basate sul principio della pariteticità e del trilinguismo. Data però la consistenza numerica ridotta del contingente di futuri studenti ladini frequentanti questo corso, si è scelta la soluzione di farli accedere pariteticamente, cioè per lo stesso numero di lezioni, sia ai corsi in lingua italiana che a quelli in lingua tedesca. Contemporaneamente sono previste specifiche lezioni di lingua e cultura ladina, nonché di metodologia del plurilinguismo.

Resta inteso che, sempre nell'ottica dell'arricchimento culturale vicendevole, tali insegnamenti sono accessibili anche ai colleghi di lingua italiana e tedesca. Questa facoltà dovrebbe segnare un primo intervento, la cui necessità è condivisa da tutti. Ma in seguito auspichiamo che l'offerta contentistica e programmatica possa venire via via estesa all'intera gamma di studi concernenti la realtà specifica di una minoranza linguistica: dalla linguistica all'etnologia, dall'ecologia alpina all'"ecologia delle culture" ...

(Roland Verra è l'Intendente Scolastico Ladino)



Die SH-Umfrage zur Universität in Südtirol

Eva Lindenmaier

Vor etwa eineinhalb Jahren startete die Südtiroler HochschülerInnenschaft/ASUS eine arbeitsintensive Initiative: eine schriftliche Umfrage unter Südtiroler StudentInnen und MaturantInnen zum Thema „Universität in Südtirol“. Ein Soziologiestudent erarbeitete den Fragebogen, der an StudentInnen deutscher, italienischer und ladinischer Muttersprache mit der Bitte verschickt wurde, ihn ausgefüllt zurückzusenden. Die StudentInnen wurden entsprechend dem Sprachgruppenverhältnis, dem Geschlechterverhältnis und der geschätzten Verteilung auf die italienischen und österreichischen Universitäten ausgewählt.

Sind die Ergebnisse der Umfrage repräsentativ?

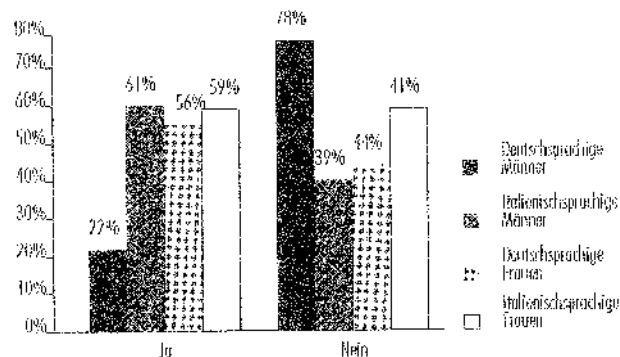
Bevor ich auf die recht interessanten Ergebnisse der Umfrage eingehen werde, die wir von *apollis (Gesellschaft für Sozialforschung und Demoskopie)* haben aufschlüsseln lassen, möchte ich einige Bemerkungen zur Repräsentativität dieser Umfrage machen. Hier will die SH/ASUS anders vorgehen als beispielsweise die Jus-Fachschaft der ÖH Innsbruck, die im letzten Jahr eine Umfrage zum Thema „Verlegung des Jus-Studiums von Innsbruck nach Bozen“ unter Südtiroler Jus-StudentInnen startete. Das Ergebnis wurde von den Verantwortlichen in der Presse als repräsentativ bezeichnet, obwohl die Fragebögen mit einem Brief verschickt wurden, der klar nahelegte, in welche Richtung der Bogen ausgefüllt werden sollte ...

Aber zurück zu der SH-Umfrage: Da die Mittel für diese Untersuchung leider knapp bemessen waren, mußte bei der Versendung der Briefe eng kalkuliert werden. Daher lag die Rücklaufquote der Fragebögen kurz unter der vom Landesamt für Statistik geforderten Grenze. Soweit von einigen für die Umfrage wichtigen Universitäten die Daten über die Südtiroler Studierenden fehlten, füllten wir diese Lücken mit studierenden SH-Mitgliedern aus. Das Ergebnis der Umfrage dürfte dadurch nicht allzu verzerrt worden sein, da es in der SH/ASUS sehr unterschiedliche Ansichten zum Thema „Universität in Südtirol“ gibt (so lehnt beispielsweise die Außenstelle Innsbruck eine Universität in Südtirol eher ab). Der Anteil der SH-Mitglieder an der gesamten Stichprobe liegt auch nur bei 21%.

Auf die Umfrage antworteten 168 StudentInnen und 18 OberstuflerInnen, zusammen also 186 Personen. Das Verhältnis von Studierenden an italienischen (58%) und an österreichischen (42%) Universitäten stimmt ziemlich genau mit den amtlichen Schätzungen überein. Dabei stu-

diert der größere Teil der deutschsprachigen StudentInnen in Österreich, der kleinere in Italien. Italienischsprachige StudentInnen absolvieren mit ganz wenigen Ausnahmen ihr Studium an einer italienischen Universität. Beide Phänomene widerspiegeln die Stichprobe, doch dürfte der Anteil der deutschsprachigen StudentInnen an italienischen Universitäten (47%) vergleichsweise etwas zu hoch liegen. Unter den befragten HochschulstudentInnen läßt sich ein leichter Männerüberschuß (54%) erkennen, was den verfügbaren Gesamtdaten entspricht. Auch die Altersstruktur läßt keine Unregelmäßigkeiten erkennen, da

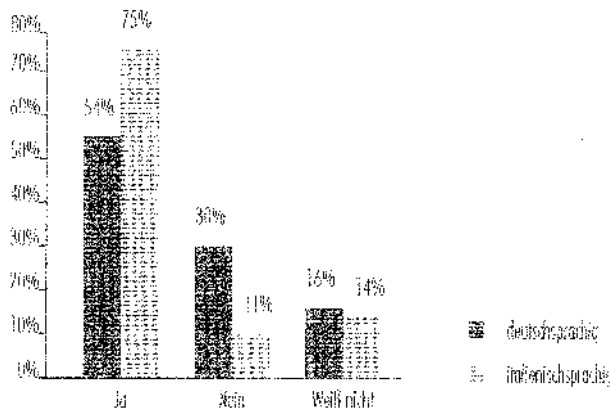
Könntest Du Dir ein Studium in Südtirol vorstellen?



die Befragten im Mittel rund 23 Jahre alt sind.

Allerdings lassen sich bei der Zusammensetzung der StudentInnen nach den belegten Fachrichtungen Verzerrungen erkennen. So fällt bei Studierenden an österreichischen Universitäten die hohe Zahl von Studienrichtungen der Bodenkultur auf (40% der deutschen Befragten bzw. 19% aller Befragten), bei deutschsprachigen Studierenden an italienischen Universitäten ist es vor allem das Fach Architektur, das zu häufig vorkommt (23% der deutschsprachigen Befragten, die in Italien studieren). Daher könnten beispielsweise diejenigen Ergebnisse der Stichprobe mit Vorsicht zu genießen sein, die sich mit den gewünschten Fachrichtungen einer zukünftigen Universität in Südtirol beschäftigen. Hier hat allerdings von den deutschen Befragten nur jeweils eine Person die Fachrichtung Architektur bzw. Bodenkultur angegeben, woraus sich wohl schließen läßt, daß die Frage nach den geeigneten Fakultäten einer Universität in Südtirol eher mit Blick auf das Allgemeinwohl als auf persönliche Studienpräferenzen beantwortet wurde.

Errichtung einer Uni in Südtirol?



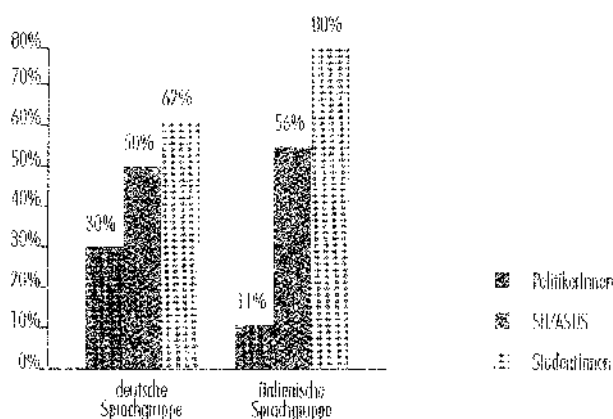
Abschließend läßt sich wohl sagen, daß die Umfrage nicht den Anspruch erheben kann, allen Anforderungen für eine streng genommene Repräsentativität zu genügen. Aber sie kann durchaus relevante Hinweise auf den Meinungsstand der Südtiroler Studierenden zum Thema „Universität in Südtirol“ geben.

Meinung der Südtiroler StudentInnen zur Universität in Südtirol

Insgesamt können sich 44% der Befragten vorstellen, in Südtirol zu studieren, für 55% kommt dies nicht in Frage. Mit steigendem Alter steigt auch die Bereitschaft, in Südtirol zu studieren, so können sich 70% der über 26-jährigen ein Studium in Südtirol vorstellen. Wenn die Antworten nach Sprachgruppenzugehörigkeit und Geschlecht aufgeschlüsselt werden, ergibt sich ein interessantes Bild: während 60% der italienischsprachigen in Südtirol studieren würden, sind nur 39% der deutschsprachigen hierzu bereit, wobei – im Gegensatz zu den italienischsprachigen – bei den deutschsprachigen die Ansichten von Männern und Frauen signifikant auseinandergehen. So können sich 55% der deutschsprachigen Frauen ein Studium in Südtirol vorstellen, 78% der deutschsprachigen Männer dagegen nicht.

Offensichtlich wird häufig eine Universität in Südtirol auch dann befürwortet, wenn sich die oder der Befragte persönlich kein Studium in Südtirol vorstellen kann. So befürworten 59% der Südtiroler StudentInnen – 75% der italienischsprachigen und 54% der deutschsprachigen – die

Wer soll bei der Errichtung einer Uni in Südtirol mitbestimmen?



Errichtung einer Universität in Südtirol, 29% der deutschsprachigen lehnen eine Universität ab, 16% sind unentschieden. Dagegen sind nur 11% der italienischsprachigen ablehnend und 13% unentschieden. Die große Mehrheit der Befragten gab allerdings an, den Eindruck zu haben, über das Thema „Universität in Südtirol“ nicht genügend informiert zu sein (81%), wobei 22% die Diskussion verfolgen, 62% verfolgen sie teilweise.

Welche sind nun die persönlichen Beweggründe für oder gegen ein Studium in Südtirol? Für das Studium in Südtirol sprechen in erster Linie finanzielle Gründe (58% der BefürworterInnen); dazu kommt die Möglichkeit, neben dem Studium arbeiten zu können (48%) und die Nähe zum Heimatort (33%). Wer ein Studium in Südtirol ablehnt, begründet dies vor allem mit dem Wunsch, nicht in Südtirol bleiben zu wollen (39% aller Ablehnenden), wobei dieser Wunsch bei den deutschsprachigen stärker ist (43% der deutschsprachigen und nur 22% der italienischsprachigen). Ein weiteres Motiv, das bei den italienischsprachigen auffällig stark ist, liegt in dem fehlenden Vertrauen in eine Universität Südtirol (50% der italienischsprachigen geben dies an, 33% der deutschsprachigen ebenfalls).

Wie die Universität Südtirol aussehen sollte

Bei der allgemeinen Frage nach Vor- und Nachteilen einer Universität in Südtirol stellte sich heraus, daß sich 72% der BefürworterInnen von einer Universität positive Einflüsse auf das kulturelle Leben in Südtirol versprechen. Als weitere Pluspunkte werden finanzielle Vorteile für die Studierenden (56%) und die Möglichkeit, daß mehr Personen studieren können, (39%) angegeben. Als Nachteile werden vor allem der Mangel an qualifizierten ProfessorInnen (61%), das Fehlen von Infrastrukturen (57%) und das beschränkte Angebot (47%) angeführt.

Nach Ansicht der großen Mehrheit (91%) der BefürworterInnen einer Universität in Südtirol sollte diese nicht einsprachig sein, wobei 71% der italienischsprachigen für Vorlesungen in Deutsch und Italienisch plädieren und nur 20% für Vorlesungen auch in weiteren Sprachen. Bei den deutschsprachigen sind nur 55% für zweisprachige Vorlesungen und 36% dafür, auch weitere Sprachen einzubeziehen. Die BefürworterInnen einer Universität in Südtirol betrachten Bozen als den geeignetsten Universitätsstandort (55%) gefolgt von Brixen (18%). Die Vorstellungen bezüglich der künftigen Fakultäten zeigen großes Interesse für alles: 53% sprechen sich für Geisteswissenschaften aus, ebensoviel Prozent für Naturwissenschaften; auch Wirtschaft (44%), Technik (43%) und Jura (41%) werden gewünscht. Überdurchschnittliches Interesse läßt sich allerdings für sprachliche Fakultäten feststellen (61%).

Als letztes stellten wir die Frage, wer über die Errichtung einer Universität in Südtirol mitbestimmen sollte. An erster Stelle sollen die StudentInnen mitbestimmen (66%, davon 62% der deutschsprachigen und 80% der italienischsprachigen), 51% der Befragten weist dieses Recht der SH/ASUS zu, und die PolitikerInnen sollen nur nach Ansicht von 29% der deutschsprachigen und 11% der italienischsprachigen mitbestimmen dürfen. Das Verbauen in die PolitikerInnen scheint nicht sehr groß zu sein ...

Stellungnahme für eine Universität in Bozen

Brigitte Mazohl-Wallnig

Die Frage, ob eine Universität in Bozen, und wenn ja, welche Art von Universität sinnvoll und zweckmäßig wäre, beschäftigt mich seit dem Zeitpunkt, da in einer kleinen Gruppe von in Salzburg studierenden Südtiroler Studentinnen und Studenten über die Gründe debattiert wurde, warum von Ihnen (uns allen) – unter bewußter Umgehung der „Tiroler Landesuniversität“ in Innsbruck – der Weg nach Salzburg eingeschlagen worden war. Einhellig waren wir damals der Ansicht, ein wirklicher Milieuwechsel, ein wirklicher Aufbruch zu neuen intellektuellen Ufern könne nur dann gegeben sein, wenn man auch tatsächlich bereit sei, das soziale Umfeld der Südtiroler/Tiroler Kommilitonen zu verlassen, bereit sei, darüber hinaus, in der neuen Universitätsstadt in jeder Hinsicht Fuß zu fassen – und nicht allwöchentlich ausgehungert und mit dem üblichen Wäschepaket beladen sich wieder heim in die mütterliche/väterliche Fürsorge zu begeben. Zu meinem Erstaunen habe ich in späteren Jahren immer wieder eben dieses Argument des nötigen Milieuwechsels gegen die Errichtung einer Universität in Bozen nennen gehört, wobei die Tiroler Landesuniversität als das Eldorado des unverzichtbaren neuen Aufbruchs zu neuen Ufern, der Eroberung von sozialen und intellektuellen Neuland hingestellt und angepriesen wurde. Heute, als Ordinaria für österreichische Geschichte, an meine „Heimatuniversität“ „zurückgekehrt“, an der ich aus den oben erwähnten guten Gründen bewußt niemals studiert habe, erkenne ich noch deutlicher als damals, daß die wöchentliche Kurzvisite seitens der Südtiroler Studierenden (manchmal handelt es sich überhaupt nur um einen Tag) durchaus nicht dem entspricht, was man sich als umfassende Horizontenerweiterung für angehende Akademiker wünschen würde. Die Realität lautet viel mehr: Ahntal (Passciertal, Obervinschgau, Unterland oder was auch immer) – Innsbruck und zurück, mit Betonung auf zurück. Der viel beschworene Milieuwechsel, das tatsächliche „Überschreiten der Dialektgrenze“ (Doderer) bleibt eine Illusion.

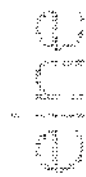
Mit Fug und Recht könnte man dem nun entgegenhalten, daß eine Universität in Bozen diesem Trend des Verbleibens am mütterlichen Herd nur noch mehr entgegenkäme. Aber bedeutet nicht umgekehrt bereits ein „Klimawechsel“ vom Ahntal (Passciertal, Unterland, Obervinschgau etc.) in eine Universitätsstadt Bozen einen keineswegs geringeren Schritt über die eigene häusliche Schwelle hinaus, als ein Dreitagesaufenthalt in Innsbruck? Bedeutet eine Universitätsstadt Bozen – wenn sie endlich zu einer solchen Öffnung in intellektueller und kultureller Hinsicht bereit wäre – nicht eine ähnliche, ja mindestens gleichwertige Herausforderung für Südtiroler Studierende, die ja bekanntlich zum überwiegenden Teil aus Berg- bzw. Landgemeinden und nicht aus den Städten kommen? Und das insbesondere dann, wenn eine solche Universität in Bozen nicht nur eine regionale, sondern dank ihrer

Grenz- und Doppelsprachigkeits-Situation eine Universität von europäischen Rang und Einzugsbereich darstellen könnte? In Südtirol hat man sich – wie ich finde, bedauerlicherweise – in den letzten dreißig Jahren nicht dazu entschließen können, das keineswegs geringe intellektuelle Potential des Landes an die Institution einer Universität zu binden bzw. dieses Potential durch die Gründung einer solchen zu fördern. Daß die Existenz einer Universität für das geistige und kulturelle Klima einer Stadt von eminenter Bedeutung ist – und sich auf den Horizont ihrer Bewohner notwendigerweise auswirkt, bedarf wohl keiner weiterer Erläuterung. In Bozen hat man auf eine solche Bereicherung bewußt verzichtet; und als „abgewanderte Intellektuelle“ konnte man immer wieder nur staunen und mit Bedauern die – rebus sic stantibus – zwar verständliche, aber völlig unnötige weitverbreitete Ignoranz der Bevölkerung allen Belangen von Universität und Wissenschaft gegenüber konstatieren, und der schönen Landschaft erneut mit resignierten Abschiedsgruß Adieu sagen.

Eine stichprobenartige Umfrage meinerseits ergab vor einigen Jahren, daß neunzig Prozent der Befragten in Bozen weder wußte, was „Habilitation“ bedeute, noch mit dem Begriffen „Vorlesung“ oder „Seminar“ etwas konkretes verbinden konnte, geschweige denn, daß mit „Forschung“ (besonders in den Geisteswissenschaften) eine angemessene Vorstellung assoziiert wurde. Ich möchte keineswegs – und das dürfte klar geworden sein – dem Verbleib der Südtiroler Studierenden in ihrer Heimatstadt das Wort reden, ganz im Gegenteil. Je weiter über die Grenze der Berge hinaus (in welche Himmelsrichtung auch immer) zumindest einmal der Schritt ins akademische Leben erfolgt, desto besser. Für die „Rückkehr“ werden später Studierende ebenso wie Absolventinnen und Absolventen dann umso besser gerüstet sein. Ich spreche mich aber in aller Entschiedenheit (und dies schon seit dreißig Jahren) für die Errichtung einer Universität in Bozen aus – vor allem zugunsten Bozen selbst und seiner nicht gering zu achtenden Intelligenz.

Daß eine solche Universität von europäischen Niveau sein sollte und ihre Grenzsituationen wahrnehmen sollte, versteht sich wohl von selbst. Und daß in einer solchen Universität den Geisteswissenschaften breiter Raum eingeräumt werden müßte, dieses Pro-domo-Argument möge man einer passionierten Historikerin nachsehen, die von der künftigen Renaissance der Geisteswissenschaften oder, wie es wohl sinnvoller heißen sollte, Humanwissenschaften überzeugt ist.

(Brigitte Mazohl-Wallnig, geboren in Bozen, ist derzeit Leiterin der Abteilung für Österreichische Geschichte am Institut für Geschichte der Universität Innsbruck)



Alternative –

für ein Institut zur Friedens- und Autonomieforschung

David Augscheller

Die Universitäten befinden sich in einer Krise, nicht erst seit kurzem, sondern seit geraumer Zeit. Die Orte technisch-naturwissenschaftlicher Erkenntnisse verlagern sich immer mehr in die Labore internationaler Konzerne, so daß die wissenschaftlichen Neuerungen direkt von jenen genutzt werden. Die (Natur)Wissenschaften stehen nunmehr fast zur Gänze im Dienste ökonomischer Interessen. Die Universitäten spielen in der Wissensproduktion mittlerweile eine sekundäre Rolle. Dabei stehen auch naturwissenschaftliche universitäre Institute zunehmend in Abhängigkeit von ökonomischen Interessen. Es scheint dies das Schicksal technischer und naturwissenschaftlicher Fächer zu sein. Ähnliches gilt bei den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fachrichtungen. Auch hier schleichen sich Kapitalinteressen unbemerkt, aber scheinbar unauffällig, in den philosophischen, historischen und diesen verwandten Instituten der Universitäten ein. Philosophen, Psychologen, Soziologen finden oft ihre Arbeitsbereiche in Betrieben und Konzernen oder diesen zugehörigen Forschungseinrichtungen. Ihr Einsatz gilt der Produktion; ihre Forschungsarbeit zielt auf die Optimierung der Arbeitsausbeutung.

Spätestens seit Adorno, Horkheimer und den anderen Mitgliedern der Frankfurter Schule ist die totalitäre Komponente der in aufklärerischer Tradition stehenden Sozial- und Geisteswissenschaften bekannt. Spätestens seit deren Veröffentlichungen ist eine skeptische (wenn nicht ablehnende) Haltung gegen die moderne Wissenschaft und somit gegen ihren „natürlichen“ Ort, die Universität, berechtigt. „Zur Intoleranz gegen den Geist, der ihr nicht gleicht, neigt Wissenschaft offenbar um so mehr, je tiefer sie ahnt, daß sie das nicht gewährt, was sie verspricht. An der Enttäuschung vieler geisteswissenschaftlicher Studenten in den ersten Semestern ist nicht nur deren Naivität schuld, sondern ebenso, daß die Geisteswissenschaften jenes Moment von Naivität, von Unmittelbarkeit zum Objekt eingeübt haben, ohne das Geist nicht lebt; ihr Mangel an Selbstbesinnung dabei ist nicht weniger naiv. Noch wo sie weltanschaulich gegen den Positivismus opponieren, sind sie insgeheim unter den Bann der positivistischen Denkmanner geraten, den eines verdinglichten Bewußtseins. Disziplin wird, im Einklang mit einer

gesellschaftlichen Gesamt Tendenz, zum Tabu über alles, was nicht das je Gegebene stur reproduziert.“¹ Tatsächlich ist diese Wissensform, die keine anderen Formen zulässt, verantwortlich dafür, daß unsere Umwelt – zugleich wir –, aber insbesondere jene der anderen, zerstört wird; daß bürgerliche Lebensformen dem Untergang geweiht sind; daß Arbeitslosigkeit, als marktimmanentes Phänomen definiert, beinahe als notwendiges, und somit dem Normalzustand entsprechendes Übel angesehen wird. Es ist verwunderlich, daß die Vielzahl gefährlicher Komponenten dieser Wissensproduktion ignoriert wird, und daß immer noch am scheinenden Modell der Universität festgehalten wird.

Das Argument, Universitäten seien „intellektuelle Orte“, mag stimmen. Daß Intellektualismus auch Gewalt produziert hat und es immer noch tut, dürfte wohl unbestreitbar sein. Dies gilt besonders für den Tiroler Kulturraum. Hier war die Universität schon früh zur Hochburg von deutschnationalem und nationalsozialistischem Gedankengut geworden. Sich von einer Universität in Bozen (oder sonstwo in Südtirol) eine plötzliche kulturpolitische Geistesoffnung zu erwarten, scheint mir nicht plausibel. Das Wirken universitärer Strukturen hängt primär von deren Umfeld ab. In ländlichen Gebieten scheinen Forschungsinstitute effiziente Alternativen zu sein, wie das Friedensforschungsinstitut Laxenburg bei Wien oder das Starnberger Institut zur Erforschung globaler Entwicklung und Zusammenarbeit bei München beweisen.

Südtirol braucht eine einzigartige Institution, die unabhängige Forschung betreibend, sowohl regionale als auch internationale Bedeutung erlangen sollte. Auf jeden Fall ist die besondere kulturpolitische Situation Südtirols bei der Errichtung von Lehr- und Forschungsstätten zu berücksichtigen, da der Begegnungsort verschiedener Ethnien Möglichkeiten zur Erforschung des Zusammenlebens und deren praktische Anwendung bietet. Südtirol als Schnittstelle deutscher, italienischer und ladinischer Kultur eignete sich hervorragend für Zwecke der Friedensforschung.

Ein Institut zur Erforschung von Autonomien etwa, böte dafür eine einmalige Gelegenheit. Die Forschung in diesem Rahmen müßte darauf ausgerichtet sein, Konfliktsituationen zu vermeiden oder aufzuheben und Alternativen für das Zusammenleben verschiedener ethnischer Gruppen zu ent-

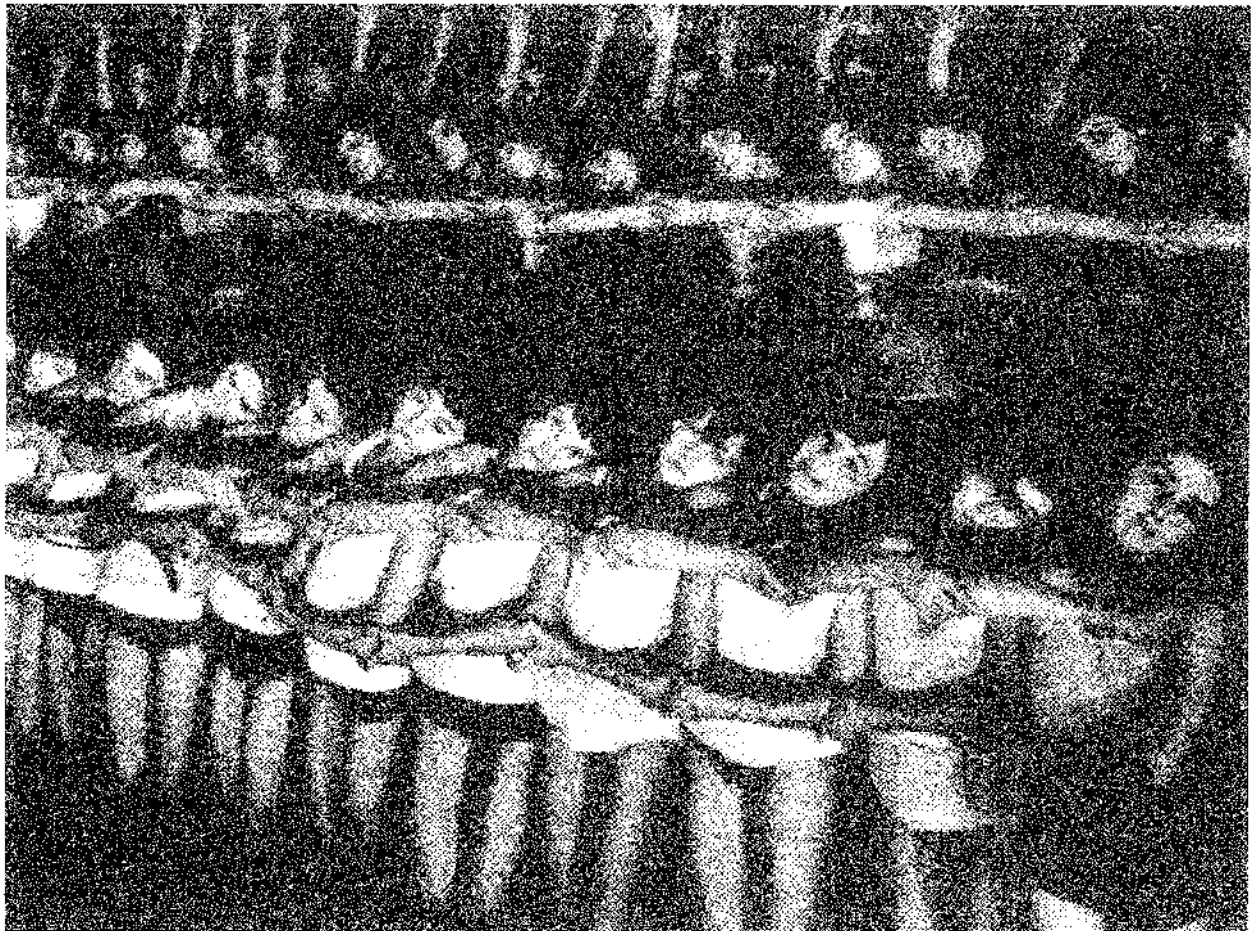


Schwierige Universitätsgründung

wickeln. Ein solches Forschungsgebiet berührt eine Vielfalt wissenschaftlicher Bereiche, welche von der Philosophie bis zur Rechtswissenschaft, von der Politikwissenschaft bis zur Ethnologie, von der Anthropologie bis zur Sprachwissenschaft reichen. Einige – wenige – ProfessorInnen wären an ein „Autonomie-Institut“ zu berufen, welche möglichst wichtige Bereiche (einige der oben zitierten etwa) abzudecken hätten, wobei durch Gastprofessuren, Assistenzstellen sowie Lehr- und Forschungsaufträge das wissenschaftliche Lehr- und Forschungsangebot ergänzt würde. Kern einer solchen Institution wäre die Forschung, die, an Lehrveranstaltungsangebote gekoppelt, auch als Aus- und Fortbildungsstätte für ausländische und inländische StudentInnen fungieren könnte. Das Institut böte StudentInnen die Absolvierung einzelner Lehrveranstaltungen, beispielsweise zur Schwerpunkteinsetzung in Minderheitenforschung in-

nerhalb eines Studiums, und AkademikerInnen die Möglichkeit einer postuniversitären Ausbildung. Ausgehend von den Aktivitäten des Instituts könnten Veranstaltungen, wie Filmreihen, Kongresse, Podiumsdiskussionen, Ethnofestivals und vieles andere ins Leben gerufen werden, die Südtirols kulturpolitische Landschaft tiefgreifend beeinflussen würden. Der Vorteil eines derartigen Forschungsinstitutes ist ein zweifacher. Zum einen bedürfte es eines relativ kleinen organisatorischen Aufwandes, zum anderen könnte Südtirol Bezugspunkt für Minderheiten- und Friedensforschung werden. Zudem ist die Gefahr einer politischen (und/oder ökonomischen) Vereinnahmung durch irgendwelche Interessensgruppen äußerst gering.

1 Theodor W. Adorno, *Einträge. Neue kritische Modelle*, S.55-56, Frankfurt a.M. 1963



Frauen (-Forschung) an der Uni: Worum geht es?

Claudia von Werlhof

Frauen sollen in der Wissenschaft Fuß fassen. Davon gehen viele Frauen aus. Damit setzen sie voraus, daß „Wissenschaft“ etwas Gutes sei. Schließlich wird ja auch nicht gewünscht, daß Frauen im Krieg Fuß fassen, oder im organisierten Verbrechen ... Die Frage, was Frauen als Frauen in der Wissenschaft zu suchen haben, wird seit der neuen Frauenbewegung und der aus ihr hervorgehender sogenannten „Frauenforschung“ zuerst gestellt. Gerade am Anfang wurde also keineswegs einfach gewollt, daß die Frauen in der Wissenschaft Fuß faßten, sondern es wurde die Wissenschaft untersucht und befunden, daß Frauen dort nicht umsonst keinen Fuß gefaßt hatten. D. h., Frauenforschung beginnt mit einer Kritik der Wissenschaften, und zwar einer vernichtenden (vgl. Mies 1978). Die ersten Frauen-Seminare stellen sich ganz bewußt außerhalb dieser Wissenschaft, entwickeln andere Fragestellungen, Methoden und Thesen. Dies ist jetzt gerade ungefähr 20 Jahre her. Und das Problem existiert immer noch. Die Wissenschaft insgesamt hat sich seitdem nicht sehr geändert. Allerdings sind die Frauen, die die Wissen-

schaft als patriarchal, gewalttätig, frauen-, natur- und kinderfeindlich erkannt haben, inzwischen in guter Gesellschaft. Denn die Wissenschaft wird gleichzeitig auch von Insidern für zunehmend problematisch, unbrauchbar oder gefährlich gehalten (vgl. AutorInnen wie C. Merchant, E. Voster, G. Bateson, G. Anders, J. Weizenbaum, K. Meyer-Abich u.a.).

Wer also heute von Frauen in der Wissenschaft redet, kann nicht so tun, als habe dies mit den Dragen der Frauenforschung nichts zu tun, oder es könne von der feministischen Wissenschaftskritik abstrahiert werden (vgl. E. Fox Keller, M. Daly, S. Harding, Ch. Nonsüß, M. Mies 1978, 84, H. Günther-Abenroth, 1984, 88 u.a.). Wer von Frauen in der Wissenschaft redet, muß daher auch von der Kritik von Frauen an dieser Wissenschaft reden. Wer „Frauenforschung“ will, will etwas Neues/Anderes – oder aber er benutzt nur die Namen und die Bewegungen für gegenteilige, nämlich immer wieder dieselben längst kritisierten Zwecke (vgl. Werlhof 90b). Die Trennung von Frauenforschung und Frauenbewegung bzw. von Frauen-

forschung und Frauen in der Wissenschaft ist ein inzwischen sattem bekanntes Unternehmen (Werlhof 1985), in das selbstredend die Männer der Wissenschaft, der Politik – und eben auch Frauen der Wissenschaft und der Politik verwickelt sind: Die Trennung als typisch patriarchales Projekt des „Teile und Herrsche“ wird hier originellerweise wieder einmal angewandt, weil und wenn das ursprüngliche Gründungsanliegen einer vereinten Frauen-Forschungs-Bewegung gerade nicht geteilt wird. Das Reden von Frauen in der Wissenschaft ohne ein Reden über die Inhalte und Kritik der Frauenforschung an der Wissenschaft zeigt daher auf, daß es bloß um das Alte gehen soll, nur daß die Frauen dem noch zugefügt, zugeführt werden sollen. Dies ist in der Tat das exakte Gegenteil von dem, was alle frauenbewegte Frauenforschung je gewollt hat. Nichts weiß ich besser als dies, gehöre ich doch selbst zu den Gründerinnen der Frauenforschung im deutschsprachigen Raum (Werlhof 90). Der Begriff „Frauenforschung“ ist schließlich zunächst als **Kampfbegriff** öffentlich vertreten worden.

Der wirkliche Inhalt als „weiblicher“ und seine patriarchale Tabuisierung

Jede Gesellschaft hat ihre Wahrheiten, auch wenn niemand sie ausspricht. Um diese Wahrheiten geht es, sie kennzeichnen den „Inhalt“. Inhalt ist also nicht etwas, das mehr oder weniger beliebig festgesetzt, oder gar per Abstimmung festgestellt werden kann (zur „Satzungsanalyse“ vgl. W. Ernst 93b). Der Esel wird eben kein Pferd, selbst wenn er dafür alle Stimmen bekommt, so schrieb ein Student dazu. Sondern der Inhalt ist das, was es zu entdecken gilt, er ist die **Grundthese**, an der sich die Erkenntnisgewinnung, die Forschung orientiert. Selbstverständlich kann diese These „falsch“ sein. Aber eben die Auseinandersetzung um die These, also die Fragestellung, die überhaupt Anlaß zur Forschung gibt – denn wenn man alles bereits wüßte, bräuchte man nicht zu forschen – ist es, um die es geht. Diese Auseinandersetzung ist also eine um „Inhalte“. Wenn nun, um beim Beispiel Frauenforschung zu bleiben, jemand die These aufstellt, Frauen würden in unseren Gesellschaften diskriminiert, dann würde die inhaltliche Debatte darum gehen, inwiefern dies bewiesen werden kann, und vor allem, warum dies so sei. Dieses Warum hinter den erforschbaren Phänomenen gibt Anlaß für die weitgehende inhaltliche Auseinandersetzung. Dies ist umso wichtiger, je mehr ein wirkliches Interesse daran besteht, den Zustand etwa der Diskriminierung abzuschaffen. Wollte man/frau dies wirklich, müßte ja genauer, grundlegender gewußt werden, worauf denn nun Diskriminierung überhaupt zurückzuführen sei, und nicht nur, in welchen Formen sie auftritt. **Wie weit** also geht das inhaltliche Interesse? Will jemand den tieferen Grund für die Diskriminierung von Frauen erforschen, oder will er oder sie Diskriminierung nur konstatieren bzw. ihr Vorhandensein benutzen, um daraus bestimmte Forderungen Lobbybildungen, eine bestimmte Politik, etwa die der „Antidiskriminierung“, „abzuleiten?“ Wie, wenn man nun durch die fortgesetzte Forschung und inhaltliche Debatte entsprechender Erfahrungen zu dem Schluss käme, daß Diskriminierung durch Antidiskriminierung gar nicht aus der Welt zu schaffen sei, sondern gar womöglich noch zunähme? (vgl. Werlhof

93). In diesem Falle dürfte ja die Politik der Antidiskriminierung nicht mehr im Gewande der Hilfe gegen Diskriminierung auftreten. Sie müßte – im Sinne des Inhalts – sogar auf der Stelle aufgegeben werden.

Folgte man weiter dem Pfad der inhaltlichen Diskussion, dann käme man zu den tieferliegenden Gründen für Diskriminierungen. Man und frau fände sie vielleicht in einem System der Herrschaft von Männern über Frauen angesiedelt, zu dem noch viel mehr gehörte als die bloße „Diskriminierung“. In diesem System wäre die Diskriminierung womöglich noch die harmloseste Variante unter anderen Herrschaftsmethoden. Im Sinne des Inhalts müßte also nun der Zusammenhang zwischen der Methode der Diskriminierung und anderen Herrschaftsmethoden untersucht werden. Ja, man würde die Entwicklung solcher Herrschaftsmethoden in Raum und Zeit zu untersuchen haben, also die Geschichte dieser Herrschaft und ihr Vorhandensein in verschiedenen Teilen der Welt, bevor man wieder zu einer angemessenen Analyse der Diskriminierung „hier und jetzt“ selbst zurückkäme. Erst dann hätte man nämlich den Zusammenhang, in dem sich die Diskriminierung bewegt, in etwa erkannt. **Dieser Zusammenhang ist der wahre Inhalt**. Und dieser Inhalt ist nie abstrakt, sondern sehr konkret, sehr lebhaftig, und er hat Folgen. Die eine Folge wäre in unserem Beispiel das Ablassen von einer falschen Politik. Die zweite Folge wäre eine ganz andere Sicht auf unsere Gesellschaft und ihren Charakter. Und aus dieser Sicht, wiederum, würden sich andere Erkenntnisinteressen und Handlungskonsequenzen ergeben, nämlich im weitesten Sinne „systemkritische“. Womöglich würde der Inhalt die Systemkritik so radikalisieren, daß man/frau dieses System selbst in allen seinen Formen nebst denen, die die Männer allein betreffen, hinterfragen würde **und auch könnte**.

Nun haben die Frauen seit der neuen Frauenbewegung und -forschung tatsächlich begonnen, diesen Inhalt der patriarchalen Gesellschaft von Grund auf zu formulieren. Und tatsächlich sind sie auf die allgemeine und genauso die besondere Voraussetzung der Gesellschaftsordnung der letzten 3000-5000 Jahre gestoßen: Herrschaft, und zwar als geschlechtsspezifisches Phänomen ihrer gesellschaftlichen Erfindung durch Männer (vgl. z.B. Göttner-Abendroth 88, 91; Meier-Seethaler 89, 93; M. Daly u. a.). Dies ist nun keineswegs eine Erkenntnis, die wegen ihrer Allgemeinheit im Einzelfall vernachlässigt werden könnte. Denn sie ist eben nicht abstrakt. Meine Erfahrung nach 5 Jahren Österreich und fast 20 Jahren Frauenbewegung und -forschung ist nämlich: Wo Frauen trotz ihrer Beteiligung in Frauenforschung und Frauenbewegung **nicht** dazu kommen, diese Gretchenfrage des Systems zur Grundlage ihrer Suche, ihrer Forschung, ja ihrer Lebensform zu machen, da werden sie früher oder später von der real in jedem Moment existierenden Herrschaft im Denken und Fühlen, Handeln und Wollen (wieder) vereinnahmt, auch da also, wo sie sich ihren einzigen Bewegungs-Freiraum geschaffen hätten. Denn die allgemeinen Lebens- und Arbeitsbedingungen sind ohnehin „durchherrsch“t. Diese (Wieder-)Vereinnahmung (ver)führt dazu, daß die Betreffenden subjektiv den Eindruck haben, Herrschaft sei **immer** vorauszusetzen, und zwar im Sinne ihrer Unumgänglichkeit, ja „Notwendigkeit“. Und damit haben sie wieder patriarchal („positivistisch“) zu denken begonnen, wie so viele Männer, die auch immer behaupten, ohne (ihre) Herrschaft könne es nur ein „Chaos“ geben.

Obwohl es also in der Frauenforschung gerade darum geht, zu untersuchen, ob diese Behauptung denn stimmt, und nicht das Chaos umgekehrt von Herrschaft verursacht wird, „holt“ das System viele Frauen immer wieder „ein“. Und im zweiten Schritt machen Frauen Herrschaft gar nach, da sie ja „gebraucht“ würde, imitieren sie und wenden sie vor allem gegeneinander. Speziell diese Frauen haben daher auf die Dauer ein regelrechtes Interesse daran, daß nicht Erkenntnisse über Herrschaft als abschaffbare, prekäre und überflüssige oder gar irrationale und kontraproduktive Platz greifen, sondern umgekehrt nur solche darüber, wie nützlich Herrschaft auch für und unter Frauen sein könnte bzw. wie Frauen durch „Beteiligung“ am System zur Herrschaft kämen.

Gerade für Frauen, die nicht aus Naivität und mangelnder Erfahrung, sondern bewußt so mit dieser Frage umgehen, ist es nachgerade eine Katastrophe, wenn immer wieder andere Frauen auftauchen, die Herrschaft überhaupt als Skandal, Destruktivität und „Fehlförm“ (W. Ernst 90) bezeichnen und auch noch auf die Unmöglichkeit von Herrschaft, die ja in der Geschichte immer wieder zugrunde geht, verweisen. Diese Frauen durchbrechen das Tabu der Herrschaft, die als unangreifbar gilt, und das Tabu des Inhalts, der unaussprechlich ist, weil er immer „weiblich“ ist, d.h., daß er im Sinne der/für die Frauen (als geschichtliche Gattung, als „womanhood“, als Frauenkultur, nicht als patriarchale weibliche „Identität“) spricht. Das historische Scheitern von Herrschaft darf dann natürlich noch weniger zur (Er)kenntnis gelangen als eine bloß „moralische“ Kritik an Herrschaft, die ja durchaus üblich ist (vgl. Lenz/Luig). Denn sie läßt die Möglichkeit offen, Herrschaft zu reformieren, zu verbessern, anstatt sie selbst in Frage zu stellen (und zwar auch die von Männern über Männer). Das wissenschaftliche Abenteuer, die Geschichte, die Verhältnisse und Ereignisse unter der Perspektive zu untersuchen, daß und ob die in ihnen zum Ausdruck kommende Herrschaft nicht überhaupt auf eine gesellschaftliche Irrationalität, einen Wahn-Sinn, eine Zwangsidee verweist, dieses Abenteuer des Geistes darf und soll offenbar nicht stattfinden. Es sind meiner Erfahrung nach gerade auch Frauen, die darauf aus sind, dieses Abenteuer zu verhindern, weil es für ihre Pläne noch entlarvender und gefährlicher erscheint, als für die der Männer, die generell und von selber ohnehin kaum auf die Idee gekommen sind, Herrschaft selbst abzulehnen (Ausnahmen wären zum Beispiel P. Clastres, J. Markale und W. Ernst).

Verhinderung von Inhalten der Frauenforschung zugunsten (eines Scheins) von „Macht“

Daß es immer nur wenige Frauen (und Männer) sein werden, die so leidenschaftlich in ihrer Erkenntnisuche sind, daß sie wirklich bis zum „Boden des Fasses“ (vgl. Werlhof 84) gelangen wollen, ist nicht schwer zu verstehen. Aber:

- Erstens: Wo sind diese Frauen, was tun sie, wie arbeiten sie? Trotz der Entstehung und Entwicklung von Frauenforschung in den Universitäten sind sie dort nämlich ganz selten versammelt und eher außerhalb der Institutionen anzutreffen. Die in den Institutionen tätigen Frauen (-Forscherinnen) sind dagegen viel

häufiger eher „politisch“ bzw. karricernmäßig an der Frauenforschung interessiert, denn wirklich inhaltlich und:

- Zweitens: Sie gehen gegen die Ersteren oft sogar noch in gewalttätiger Weise vor, um ihre sowieso schon minimale Präsenz und Bedeutung in- und außerhalb der Institutionen noch zu unterdrücken (Werlhof 85). Dabei verhalten sie sich, als würden sie im Auftrag der Männer und als deren „verlängerter Arm“ handeln, ohne deshalb auf den Titel „Frauenforscherin“ verzichten zu wollen.

Daß Frauenforschung auf diese Weise zum Gegenteil von Frauenforschung wird, ist es doch, was erklärt werden muß. Es müssen nicht bloß die Unterschiede in Ansätzen und Ergebnissen innerhalb einer wohlverstandenen Frauenforschung wahrgenommen werden. Wie und warum taucht also ein derartiger Antagonismus sogar (oder gerade) zwischen sich selbst so nennenden „Frauenforscherinnen“ auf?

Im Kern formuliert, steht sich meiner Erfahrung nach entgegen, daß auch frau – nicht nur man – mit der Negativität gesellschaftlicher Phänomene und der Kritik an ihnen immer auf zweierlei Weise umgehen kann: Entweder man will das Problem, z.B. Herrschaft oder Gewalt, los sein, oder man/frau will am Umgang mit ihm lediglich „beteiligt“ werden. Frauenforschung, die die Gewalt gegen Frauen bloß deswegen analysiert, um sie als moralisch-legitimatorischen Hintergrund für eine Politik der „Interessen“ (vgl. A.O. Hirschman) und „Forderungen“, also der „Vertretung der Opfer“ zu gebrauchen, sieht daher ganz anders aus, als eine, deren Ziel die Abschaffung dieser Gewalt ist. Wird Politik mit dem Problem gemacht, dann muß letztlich sogar gewollt werden, daß das Problem **bleibt**, anstatt daß es verschwindet. Denn sonst würde diese Politik einmal nicht mehr begründbar sein, und es gäbe für sie auf Dauer weder Macht, noch Anerkennung, noch Mittel zu erringen.

Ob **wirklich** so gedacht wird, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber daß so gedacht werden kann, ja logischerweise muß, zeigt allein schon die Gefahr auf, daß dies auch geschieht, und daß in diesem Sinne gehandelt wird, was unbezweifelbar der Fall ist. Da hilft der Aufschrei „Unterstellung!“ nicht weiter. Die Möglichkeit, in einen solchen Verdacht zu geraten, müßte eigentlich schon genügen, um die entsprechenden politischen „Interessen“ bzw. Forschungskonzepte in Frage zu stellen. Denn hier geht es nicht mehr um den „Inhalt“ der Gewaltfrage, sondern um ihre bloße Verwendung, ja womöglich die Bestätigung oder gar Neuerfindung von Gewalt.

(Claudia von Werlhof ist Professorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck und hat den ersten Lehrstuhl für Frauenforschung in Österreich)

(Teilweise ist dieser Artikel bereits erschienen in: O. Seiser/E. Knollmayer (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen, in der Wissenschaft Fuß zu fassen, Wien 1994, S. 227–253. Bd. 3 der Reihe „Materialien zur Förderung der Frauen in der Wissenschaft“.)

Per l'**università** in Alto Adige

Alma Zanfrà

Se l'intelligenza umana e la conoscenza siano forme particolari di un gioco più vasto che ci sfugge, o il dono di un Dio che condivide la sua responsabilità creativa, o un distillato di alambicchi genetici, fisici e chimici e chissà cosa, d'altro ...

Questa domanda, che è fra "gli indecidibili" (H. von Foerster e molti altri, tra noi) pone davanti ai nostri occhi, ed alla nostra coscienza, tutta la sua qualità forte di provocazione, sfida; ci stupisce e ci incuriosisce ogni volta che osserviamo l'appendimento umano (nei bambini/e, ragazzi/e ed in noi stessi/e).

Queste domande forti, la consapevolezza della (relativa) continuità del fenomeno e della sua delicatezza, sollecitano in chi insegna ed in chi ha responsabilità educative un'attenzione particolare.

L'uomo non è una "macchina banale" o non si piega sempre facilmente a pianificazioni, tecniche, politiche che non tengano conto della sua dimensione imprevedibile. Così l'insuccesso dei sistemi educativi in tanti Paesi occidentali (almeno in rapporto alla quantità di mezzi economici dispiegati) richiama, a mio avviso, ad una severa autoriflessione sul senso generale della cultura e dell'istruzione, dei suoi rituali sociali ed accademici. Una realtà così complessa potrebbe avere risposte che attingono alla semplicità:

- nessuno impara più di tanto se non è rispettato nelle sue dimensioni profonde della personale particolarità culturale, dei suoi alfabeti di base (modi di conoscere il mondo, significati già depositati), se questo "romare contro corrente" (la fatica dell'imparare) non è sostenuto da una speranza nei gesti quotidiani, nei valori condivisi, nelle relazioni.
- l'apprendere è dunque un modo di entrare in relazione con il mondo, accertarne la conversazione, attraverso relazioni umane con persone e cose vicine (o lontanissime, nel tempo o nello spazio).

Un'impresa così affascinante (amare e far amare la conoscenza, l'apprendimento) non può certamente toccare solo alla scuola (anche se economisti ed esperti sempre più a gran voce segnalano questa centralità strategica della formazione della scuola). È un'impresa a cui una comunità non può sfuggire, pena la distruzione progressiva delle sue risorse umane ("Non si può rimanere ricchi e stupidi per più di una generazione" dice Romano Prodi, a proposito dell'i-

strazione in Italia). C'è tuttavia un modo che a me pare centrale, insieme a quello di una possibile nuova *condivisione di valori* nella nostra cultura e società (peraltro non ancora del tutto distrutti: Senso dell'importanza della vita, del sapere, solidarietà, nonconsumismo, ricerca di soluzioni, senso del limite, passione per la democrazia ...).

Questo modo è: la formazione di insegnanti come persone che insegnano/apprendono, che "scegliono" questo mestiere, fra i più divertenti, a metà tra il ricercatore e l'artigiano. La formazione "alta" degli insegnanti avrebbe in Alto Adige una concomitanza di privilegi: esperienze pluricennali e contatti con scuola del Nord e del Sud d'Europa, una formazione che ha affinato fino ad ora un pò dovunque, i problemi aperti ma non impossibili nella cultura locale, la vivacità attuale (e la crisi) delle scienze umane e delle scienze, in chiave sia epistemologica che pratica-applicativa. Esperienza e crescita. L'Alto Adige - Südtirol potrebbe regalare a se stesso ed agli altri una vera Università di altissimo profilo di 4 anni (non 3, non una qualsiasi accademia pedagogica, non il solito "Magistero") per la formazione di docenti e formatori in generale, per la specializzazione degli insegnanti attuali (la formazione è ormai un processo continuo). Una vocazione già pronta, presente, di "ponte" fra culture, discipline, scienze umane. Potrebbe farlo, ora, subito con la collaborazione (disinteressata) di molti (scienziati, insegnanti). Gli strumenti giuridici si trovano. Le culture locali ne sarebbero valorizzate. Se ciò non avverrà sarà per una certa cecità (una visione tecnicistica, minore, di sostanziale disprezzo per l'insegnamento/apprendimento, visto come addestramento e controllo sociale-culturale, l'abitudine di molti, a tutti i livelli politici-accademici, a giocare tutte le occasioni come tornaconto personale - politico in senso deterioro, il silenzio inspiegabile di molti intellettuali locali, anche nella scuola) la rassegnazione, la sfiducia, la disinformazione o l'informazione confusa ed ambigua. Peccato. Si tratterà di una carenza d'amore. Verso la propria cultura, verso le potenzialità umane, verso un futuro migliore. Verso se stessi, in definitiva.

(Alma Zanfrà, pedagoga, da 20 anni insegna alla scuola sperimentale Enrico Fermi di Bolzano, dove è stata promotrice di numerose iniziative educative.)

WAHRHEIT MACHT FREI

Der letzte Skolaast (Nummer 3/4 1994) hatte das Thema „Rechtsradikalismus“. Das Thema stieß auf großes Interesse und so beschloß die Südtiroler HochschülerInnenenschaft/ASUS, den Film „Wahrheit Macht Frei“ in Südtirol zu zeigen. Im Februar lief der Film im Filmclub Bozen. Wegen des großen Andrangs zeigte die SH/ASUS den Film ein zweites Mal im März im Filmclub Meran, wobei anschließend eine Diskussion mit dem Historiker Leopold Steurer und dem Journalisten Riccardo Dello Sbarba stattfand.

Der Autor des Filmes, Michael Schmidt, hatte sich Anfang

1989 in der deutschen Neonazi-Szene als freier Reporter vorgestellt und durfte vieles, was er sah, in den folgenden Jahren filmen. Die Neonazis versprachen sich eine neutrale Dokumentation, die sie zu propagandistischen Zwecken verwenden wollten. Michael Schmidt ging es hingegen darum, die Neonazi-Szene, ihre Politik und ihre internationalen Verbindungen auszuforschen.

Der Film zeigt, daß es sich bei den „Neu-Nazis“ keineswegs nur um „Neues“ – wie meist angenommen wird: um arbeits- und orientierungslose Jugendliche – handelt. Ein großer Teil der Neonazi-Szene besteht aus alten AnhängerInnen des nationalsozialistischen Deutschlands. Der Nachwuchs wird mit den alten menschenfeindlichen Ideen rekrutiert und für den kommenden Krieg um die Macht werden „Eliteeinheiten“ mit militärischem Drill zu unbedingtem Gehorsam erzogen. Der Film zeigt auch die teilweise offene Zusammenarbeit von deutschen Polizisten mit den Rechtsextremisten. Michael Schmidt deckt Verbindungen der illegalen NSDAP-AO (= Auslands-Organisation) bis ins Europaparlament auf und dokumentiert die internationale Vernetzung der rechtsextremen Szene.

Schon allein daraus, wie bereitwillig sich die rechtsextreme Szene in diesem Film mit illegalen Handlungen und Aussagen vor der Kamera präsentiert, läßt sich ableiten, wie gering die staatliche Repression ist. Aus dem Film kann man/frau lernen, daß es gefährlich naiv wäre, die Gefahr von rechts zu unterschätzen.

Das Video „Wahrheit Macht Frei“ kann übrigens bei der SH/ASUS ausgeliehen werden.



WAHRHEIT MACHT FREI

L'ultimo Skolaast (Numero 3/4, 1994) aveva come tema centrale l'estrema destra; un tema che ha suscitato un notevole interesse e che abbiamo voluto approfondire ulteriormente organizzando la proiezione del film "Wahrheit Macht Frei" in Alto Adige. Tra febbraio e marzo il film è stato proiettato a Bozano e a Merano in collaborazione con i Filmclubs delle due città. A Merano, dopo la visione del film, si è tenuta una discussione a cui hanno partecipato lo storico Leopold Steurer e il giornalista Riccardo Dello Sbarba (FF).

L'autore del film, Michael

Schmidt, è riuscito a "infiltrarsi" per alcuni anni come reporter free-lance tra i neonazisti tedeschi raccogliendo moltissimo materiale filmato. I neonazisti si aspettavano un documentario neutrale da poter essere usato poi per scopi propagandistici. Al contrario, Michael Schmidt ha montato un film-inchiesta che denuncia l'inquietante mondo del neonazismo tedesco svelandone l'organizzazione e i ramificati legami internazionali. Il film dimostra chiaramente che i "Neo-Nazis" non sono solo, come generalmente si crede, giovani disorientati o disoccupati, ma che nelle loro fila si trovano anche vecchi sostenitori della Germania nazionalsocialista come lo storico inglese revisionista David Irving.

Le nuove leve del movimento vengono reclutate dopo un giuramento di fedeltà ai vecchi abominevoli ideali, inquadrato in "unità d'élite" e addestrate militarmente all'obbedienza assoluta, pronte a combattere per la conquista del potere. Nel film vengono anche mostrati i legami ambigui di poliziotti tedeschi con l'estrema destra. Michael Schmidt ha poi scoperto i collegamenti dell'organizzazione fuoriges NSDAP-AO (= Auslands-Organisation) persino con un deputato del Parlamento europeo e ha documentato la rete internazionale dell'estremismo di destra. Inoltre, il fatto che questi personaggi non abbiano alcun problema ad esporsi dinanzi ad una telecamera con atteggiamenti e dichiarazioni illegali di chiara apologia del nazismo, dimostra ulteriormente quanto in Germania la repressione di questi fenomeni da parte dello Stato sia veramente debole. Dopo aver visto il film ci si rende conto di quanto possa essere pericoloso sottovalutare oggi l'estremismo di destra.

Il video "Wahrheit Macht Frei" è disponibile in prestito presso la sede centrale della SH/ASUS a Bozano.

Unterschriften für die Studientitelanerkennung

Seit Mitte letzten Jahres wurde bekannt, daß StudentInnen aus Italien, die in Österreich die folgende Studienrichtungen beginnen möchten, Probleme bei der Studientitelanerkennung haben werden:

- Pädagogik
- Lehramt PPP (Philosophie, Pädagogik und Psychologie)
- Haushalts- und Ernährungswissenschaften
- Lebensmittel- und Biotechnologie
- Raumplanung und Raumordnung
- Informatik
- Sozialwirtschaft

Der Grund hierfür ist, daß sich jeweils die italienische „laurea“, die laut dem Notenwechsel zwischen Österreich und Italien dem österreichischen Titel entspricht, aufgrund neuer Regelungen im italienischen Studienrecht geändert hat. Im aktuellen Notenwechsel steht als Äquivalent für den österreichischen Magister in Pädagogik zum Beispiel die italienische „laurea in pedagogia“. Nun ist diese laurea aber abgeschafft worden und durch die „laurea in scienze dell'educazione“ ersetzt worden. Daher kann für StudienanfängerInnen hier zum Beispiel keine Anerkennung mehr über den Notenwechsel erfolgen. Es bleibt in diesen Fällen zwar die Möglichkeit einer Einzelanerkennung des Titels direkt über eine italienische Universität; dieser Weg ist jedoch

mühsam und es gibt keine Garantie dafür, daß die Universität den Titel anerkennen wird. Daher muß unbedingt ein neuer Notenwechsel ausgearbeitet werden, in welchem die neuen italienischen „lauree“ aufgenommen werden. Dies kann jedoch erst geschehen, wenn der zur Unterzeichnung anstehende Notenwechsel von 1990 endlich unterzeichnet wird. Die SH/ASUS forderte Ende 1994 die verantwortlichen Stellen in Südtirol mit einer Presseerklärung auf, sich in Rom dafür einzusetzen, daß der zur Unterzeichnung anstehende Notenwechsel baldmöglichst unterschrieben wird, um den neuen Notenwechsel sofort in Angriff nehmen zu können. Zudem forderte die SH/ASUS die Einrichtung einer juristisch kompetenten Stelle für diesen Bereich und die Beteiligung der StudentInnen bzw. deren Organisationen (SH/ASUS und ÖH) an den Neuverhandlungen. Hierauf sicherten die Senatorin Helga Thaler Ausserhofer und Landesrat Bruno Hosp der SH/ASUS zu, sich in Rom für die rasche Unterzeichnung des anstehenden Notenwechsels einzusetzen. Da jedoch noch keine konkreten Schritte bekannt wurden, hat die SH/ASUS nun eine Unterschriftenaktion gestartet, mit der von Neuem auf die Dringlichkeit der Situation hingewiesen wird. Unterschriftenlisten liegen zur Unterzeichnung im SH-Büro und in den österreichischen Außenstellen der SH/ASUS auf.



Firme per il riconoscimento del titolo

È noto che dalla metà del 1994 sono sorti problemi relativi al riconoscimento del titolo di studio per gli studenti e le studentesse italiane che hanno appena iniziato o che vogliono iniziare a frequentare i seguenti indirizzi di studio in Austria:

- Pädagogik
- Lehramt PPP (Philosophie, Pädagogik und Psychologie)
- Haushalts- und Ernährungswissenschaften
- Lebensmittel und Biotechnologie
- Raumplanung und Raumordnung

- Informatik
- Sozialwirtschaft

Il motivo consiste nel fatto che in Italia ci sono stati cambiamenti rispetto a titoli e corsi di laurea che invece precedentemente trovavano corrispondenza nello scambio note tra Austria e Italia del 1989 tuttora in vigore. Nello scambio note attuale, per esempio, al titolo austriaco di "Magister in Pädagogik" corrisponde la "laurea in pedagogia"; laurea che in Italia è stata recentemente abolita e sostituita con la "laurea in scienze dell'educazione". In questi casi l'unica

possibilità per ottenere il riconoscimento consiste nel rivolgersi direttamente ad una università italiana. Una soluzione complicata che non fornisce garanzie adeguate rispetto ad un esito favorevole della domanda di riconoscimento. È quindi più che mai necessaria l'elaborazione di un nuovo scambio note tra i due paesi nel quale vengono inserite le nuove lauree istituite in Italia e le relative equipollenze austriache. Per arrivare ad un nuovo accordo è necessario però che venga prima sottoscritto lo scambio note del 1990, ancora oggi in attesa di essere firmato. Alla fine del 1994 l'ASUS/SH ha chiesto alle autorità competenti provinciali di esercitare una pressione su Roma affinché lo scambio note del '90 venga sottoscritto il prima possibile in modo da procedere poi

immediatamente alla stipulazione di un nuovo accordo. L'ASUS/SH ha inoltre chiesto l'istituzione di un ufficio giuridicamente competente per dirimere le questioni relative al riconoscimento e la partecipazione delle organizzazioni studentesche alle nuove trattative. La senatrice Helga Thaler Ausserhofer e l'assessore Bruno Hosp hanno assicurato all'ASUS/SH che si impegneranno perché lo scambio note venga firmato a Roma in tempi stretti.

Non si è ancora saputo tuttavia di paesi concreti in questo senso. L'ASUS/SH ha perciò dato il via ad una raccolta di firme a favore di una rapida soluzione di questo problema. Si può firmare presso l'ufficio di Bolzano e presso le sedi distaccate delle città austriache.

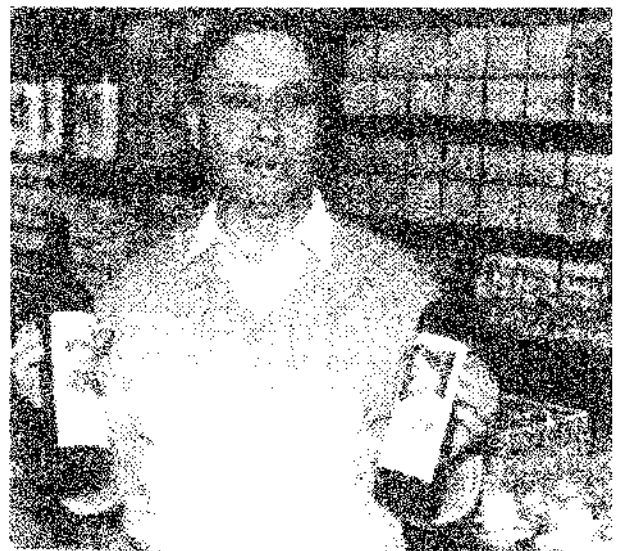
"Führerwein"

Il "signor" Luciano Guiato, titolare del bar Roby in via Resia, 49 a Bolzano, diventato famoso per aver messo in vendita alcuni mesi fa bottiglie di vino denominate "Camerata" con tanto di Mussolini stampato sull'etichetta, è tornato alla carica facendo stampare alcune centinaia di etichette, questa volta con il volto di Hitler, per propagandare il "Führerwein". Il buon gusto non è certo una prerogativa di questo signore che ha scelto la ricorrenza del 25 aprile per farsi pubblicità con la "geniale" trovata. Evidentemente la leggerezza con cui a suo tempo il giudice Mori aveva archiviato l'esposto del consigliere Pahi per apologia del fascismo ha legittimato Guiato a proseguire su questa strada dedicando una serie di bottiglie ad uno dei massimi criminali della storia. Leggerezza? Incoscienza? Voglia di farsi pubblicità? Non lo sappiamo.

Sappiamo però di avere il diritto di manifestare il nostro totale dissenso verso un'iniziativa così vergognosa. Vi invitiamo a fare altrettanto esprimendo civilmente la vostra protesta telefonando direttamente al numero di telefono del Bar Roby: 0471/910201.

„Führerwein“

Luciano Guiato. Inhaber der Bar Roby in der Reschenstraße 49 in Bozen und berühmt geworden, indem er vor einigen Monaten Wein mit dem Namen „Camerata“ und viel Mussolini auf dem Etikett in Umlauf brachte, hat sich wieder an die Arbeit gemacht: pünktlich zum 25. April ließ er einige hundert Etiketten mit dem Kopf Hitlers drucken, um den „Führerwein“ auf den Markt zu bringen. Mit dieser „genialen“ Werbeidee beweist Guiato mehr als schlechten Geschmack. Durch die Leichtfertigkeit, mit der der Richter Mori damals die Anzeige des Landtagsabgeordneten Pahi wegen Verherrlichung des Faschismus archivierte, fühlte sich Guiato offensichtlich legitimiert, den eingeschlagenen Weg weiterzuverfolgen und eine Reihe von Flaschen einem der größten Kriminellen der Geschichte zu widmen. Leichtfertigkeit? Mangelndes Bewußtsein? Lust auf trauige Berühmtheit? Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, daß wir das Recht haben unsere absolute Ablehnung einer solchen Initiative auszudrücken. Wir laden Euch ein, dies ebenfalls zu tun und Euren Protest höflich direkt am Telefon der Bar Roby zu artikulieren (Tel: 0471/910201).



Luciano Guiato, haman modello della II^a Repubblica, mostra orgoglioso le sue ultime creazioni

Luciano Guiato, idealer Barmann der Zweiten Republik, präsentiert voller Stolz seine zwei neuesten Kreationen

Foto- und Zeichen-Wettbewerb

Die SH/ASUS wird für das Jahr 1996 einen Taschenkalender herausgeben, der speziell auf studentische Interessen ausgerichtet sein soll. Wir benötigen dazu auch Illustrationen, wie zum Beispiel Fotografien, Zeichnungen, Comics und anderes!

Die SH/ASUS schreibt daher einen Wettbewerb für MaturantInnen und StudentInnen aus. Unter den Fotografien, Zeichnungen und Comics, die für den Taschenkalender eingesandt werden, prämiieren wir die drei besten Arbeiten:

- 1. Preis: 150.000 Lire
- 2. Preis: 100.000 Lire
- 3. Preis: 50.000 Lire

Die AutorInnen aller weiteren Werke, die uns eingesandt und in dem Kalender veröffentlicht werden, erhalten ein Freiabonnement des Skolast für ein Jahr.

Einsendeschluß ist der 31. Juli 1995.

Concorso per fotografie e disegni

L'ASUS/SH pubblicherà per l'anno 1996 un calendario tascabile indirizzato in particolare a studentesse e studenti universitari. Per questo progetto abbiamo anche bisogno di illustrazioni (fotografie, disegni, fumetti etc.).

A questo scopo l'ASUS/SH indice un concorso per maturandI/e e studenti/esse universitari/e. Tra le fotografie, i disegni e i fumetti che ci verranno spediti premieremo i tre lavori migliori:

- 1. premio: 150.000 Lire
- 2. premio: 100.000 Lire
- 3. premio: 50.000 Lire

Gli autori di tutte le altre opere che ci perverranno o che saranno pubblicate sul calendario riceveranno un abbonamento gratuito di un anno allo Skolast. I materiali dovranno pervenire entro il 31 luglio 1995.

Erhöhung der Stipendien

Die Südtiroler HochschülerInnenschaft plant in näherer Zukunft ein Treffen mit dem Landeshauptmann Herrn Durwalder und den zuständigen Landesräten Herr Hosp und Herr Cigolla, um über die finanzielle Situation der im Ausland studierenden SüdtirolerInnen zu sprechen, da ein Ausgleich des Wertverlustes der Lira im derzeitigen Finanzierungsplan für die Hochschulfürsorge nicht vorgesehen ist. Für die in Italien Studierenden bedeutet die Erhöhung der Universitätssteuer eine zusätzliche finan-

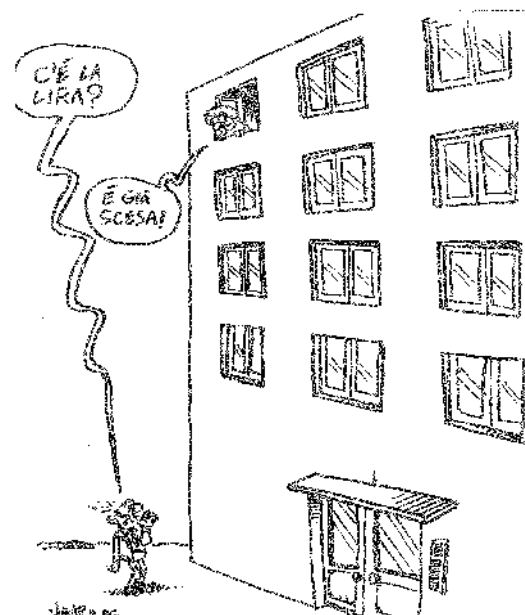
zielle Belastung. Die SH/ASUS wird auch darauf hinweisen, daß das Stipendium für die mittleren und oberen Einkommensklassen seit 1993/94 reell gekürzt und letztes Jahr nicht an den Kaufkraftverlust angepaßt worden ist. Die SH/ASUS drängt darauf, die Landesstipendien für die Studierenden zu erhöhen und hofft auf einen positiven Ausgang des Treffens.

Gerhard Janser (Vertreter der SH/ASUS im Landesbeirat für Hochschulfürsorge)

Aumento delle borse di studio

L'Associazione degli studenti/esse universitari/e sudtirolesi sta organizzando in tempi ravvicinati un incontro con il Presidente della giunta provinciale Durwalder e con gli assessori provinciali Hosp e Cigolla per discutere della situazione finanziaria degli universitari altoatesini che studiano all'estero, poiché dall'attuale piano di finanziamento per l'assistenza allo studio universitario non è prevista una compensazione del deprezzamento della lira. Per coloro che studiano in Italia, l'aumento delle tasse universitarie significa un onere finanziario ulteriore. L'ASUS/SH richiama l'attenzione sul fatto che le borse di studio per le categorie di reddito medio-alto sono state considerevolmente tagliate e che non sono più state adeguate al costo della vita. L'ASUS/SH si impegna attivamente affinché siano aumentati gli importi delle borse di studio provinciali e spera in un esito positivo dell'incontro.

Gerhard Janser (rappresentante dell'ASUS/SH nella consulta provinciale per il diritto allo studio universitario).



Neues Vorstandskollektiv

Bei der Ausschlußsitzung des SH/ASUS vom 18.2.1995 wurde ein neuer Vorstand gewählt. Dem neuen Vorstandskollektiv gehören Irene Senfter, Astrid Prieth und Ute Hölzl an. Irene und Ute sind beide Studentinnen in Wien. Ute studiert zur Zeit ein Jahr in Pavia. Astrid hat ihr Studium in Erziehungswissenschaften und Frauenforschung abgeschlossen und möchte sich nun auf ihre Dissertation konzentrieren. Im vergangenen Jahr arbeitete sie als feste Mitarbeiterin im SH-Büro Bozen. Wesentliche Aufgabenschwerpunkte sieht das Vorstandskollektiv im Bereich der Hochschulfürsorge, der Studientitel-erkennung und darüber hinaus im Ein- und Mitmischen in die politische Landschaft Südtirols, speziell auch in bezug auf frauenspezifische Anliegen. Weiters wird natürlich auch die „interne“ Vereinsarbeit wie z. B. die Koordination der verschiedenen SH-Arbeitsgruppen und die Redaktion des Skolasts im Mittelpunkt der Tätigkeit stehen.

Il nuovo direttivo

Il comitato principale dell'ASUS/SH ha eletto il 18.2.1995 un nuovo direttivo. Del nuovo consiglio direttivo fanno parte Irene Senfter, Astrid Prieth e Ute Hölzl. Irene e Ute studiano a Vienna, Ute attualmente sta frequentando un anno presso l'università di Pisa. Astrid ha concluso i suoi studi in scienze dell'educazione con particolare interesse per le questioni femminili e ora si vuole dedicare al lavoro di tesi. L'anno passato ha lavorato come collaboratrice fissa nell'ufficio di Bolzano dell'Associazione. Il diret-

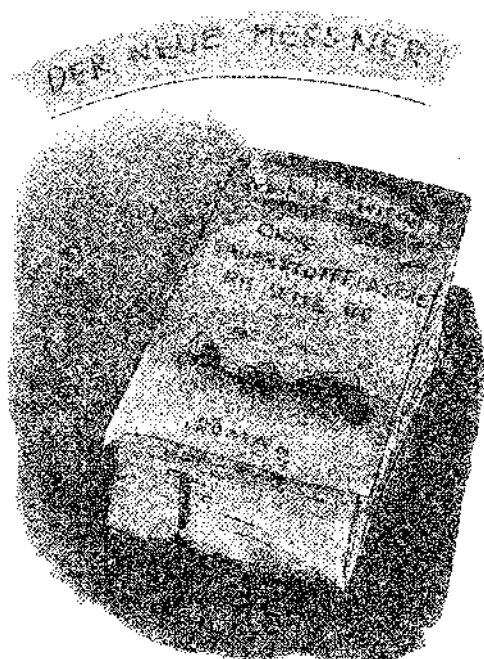
tivo si occupa in modo particolare dell'assistenza agli studenti universitari, del riconoscimento dei titoli di studi conseguiti all'estero e svolge un ruolo attivo sulla scena politica sudtirolese (in modo particolare in riferimento alle richieste inerenti ai problemi delle donne). Il collettivo inoltre coordina i diversi gruppi di lavoro dell'ASUS/SH e cura la redazione dello Skolast.

MaturantInnenberatung

In der zweiten Februarhälfte hat die erste Phase der MaturantInnenberatung stattgefunden. Studierende aus verschiedenen Studienorten und verschiedener Studienrichtungen erläuterten die wesentlichen Details rund ums Studium konkret für die Situation des Studieneinstiegs: Heimplätze, Stipendien, Immatrikulation und Inskription, usw. Dieser erste Teil unserer Beratungstätigkeit fand direkt an den deutschen, italienischen und ladinischen Schulen statt. Anfang Juli ist die zweite Phase der MaturantInnenberatung geplant, die im Waltherhaus Bozen abgehalten wird. Der wesentliche Schwerpunkt liegt hier auf der individuellen Studienberatung. Es werden Studierende der unterschiedlichen Studienrichtungen und aus diversen Studienorten zur Verfügung stehen, um auf spezielle Fragen der MaturantInnen zu deren Studienwünschen zu antworten. Der genaue Termin und Ort wird an den Schulen und in der Presse rechtzeitig bekanntgegeben werden. Für Informationen und Orientierungshilfen kann man/frau sich auch gerne an das Büro der SH/ASUS in Bozen wenden.

Consulenza per maturandi/e

Nella seconda metà di febbraio si è tenuto un primo incontro di consulenza per studenti/esse maturandi. Studenti universitari hanno raccontato ai più giovani la loro esperienza descrivendo le diverse città sede di università e i diversi indirizzi di facoltà. I maturandi hanno potuto così raccogliere una serie di concrete ed utili informazioni riguardanti le possibilità di alloggio, le borse di studio, le iscrizioni etc. Questa prima parte della nostra attività di consulenza si è svolta nelle scuole di lingua italiana, tedesca e ladina. Per l'inizio di luglio è prevista la seconda fase della consulenza che si terrà invece presso la Casa Walther di Bolzano. L'aspetto principale di questa seconda fase consiste nella consulenza individuale. Studenti e studentesse frequentanti diverse facoltà in diverse città sono disponibili a rispondere alle domande e alle richieste di chiarimenti dei maturandi. I tempi e i luoghi di questo secondo appuntamento saranno resi noti alle scuole e tramite la stampa in tempo utile. Per informazioni basta rivolgersi al nostro ufficio di Bolzano.



Pressefreiheit im Zeitalter Berlusconi's?

Am Montag, den 10. April hat die SH/ASUS gemeinsam mit anderen Bozner Vereinen in der Buchhandlung Kolibri einen Diskussionsabend über die Pressefreiheit in Italien veranstaltet. Eingeladen waren der Chefredakteur des *Manifesto*, Sandro Medici, Florian Kronbichler von der FF, Hans Karl Peterlini vom *Südtirol Profil* und Toni Visentini von der Agentur ANSA.

Das provokant formulierte Thema des Abends „Pressefreiheit im Zeitalter Berlusconi's“ deutet schon auf die unnormale Situation hin, in welcher sich die italienische Medierwelt befindet, da die wichtigen Kommunikationsmittel von wenigen „Herren“ beherrscht werden. Italien ist das einzige westliche Land, in dem ein „Duopo“ existiert, in welchem alle nationalen Fernsehsender in zwei Bereichen konzentriert sind: Die öffentlichen Sender gehören der RAI, die privaten gehören Berlusconi. Und die Großindustrie ist Eigentümerin der großen überregionalen Zeitungen. Vom Markt im Bereich der Werbung ganz zu schweigen – er wird von Agenturen der beiden Fernsehkolosse kontrolliert, die billige Anzeigenkampagnen anbieten können, und bleibt den kleinen und mittleren Sendern verschlossen.

Die Tageszeitung *Il Manifesto*, mit einer 25 jährigen Geschichte und 90.000 täglich verkauften Ausgaben, stellt hier sicher eine Ausnahme dar. Sandro Medici, ehemaliger Direktor der Zeitung, ist auch nach Bozen gekommen, um die organisatorische Umstrukturierung des Blattes vorzustellen. *Il Manifesto* ist neuerdings eine Aktiengesellschaft geworden

und hat in ganz Italien eine Kampagne gestartet, um AktionärInnen zu werben. Damit versucht der „quotidiano comunista“, sich eine solide finanzielle Basis zu schaffen. Es sollen diejenigen Investitionen getätigt werden können, die nötig sind, um sich auf dem Verlagsmarkt zu erhalten ohne auf die eigene Unabhängigkeit verzichten zu müssen. Und es soll die Verschuldung gebremst werden, was von fundamentaler Bedeutung für das Überleben eines Presse-Unternehmens ist. Vor kurzem mußte beispielsweise die Tageszeitung *La Voce*, erst vor einem Jahr von Indro Montanelli gegründet, fast schließen – sowohl wegen finanzieller Probleme als auch wegen eines Boykotts von Seiten des Eigentümers der Druckerei, die die Zeitung druckt. Letzterer hat sich für die Regionalwahlen vom 23. April als Kandidat der Liste *Forza Italia* aufstellen lassen. Vor der Gründung von *La Voce* hatte Montanelli die Tageszeitung *Il Giornale* verlassen wegen einer äußerst harten Auseinandersetzung mit seinem Verleger Paolo Berlusconi, Bruder von Silvio Berlusconi, dem er das Blatt einige Jahre zuvor verkauft hatte ...

Das war genau der Ausgangspunkt der Diskussion: Ist es heute in Italien möglich, eine autonome verlegerische Initiative ins Leben zu rufen, die fähig ist, sich auf eigenen Beinen auf dem Markt zu halten? Sandro Medici zufolge sind die Möglichkeiten heute extrem begrenzt, aber die Initiative, sich in eine AG zu verwandeln, wobei die LeserInnen an der Leitung des Blattes beteiligt sein sollen, ist ein Versuch in diese Richtung.



Pathos, Psychose, Pathologie

Auf Initiative der SH im fand am 24.02.1995 in Zusammenarbeit mit der Buchhandlung Kolibri in Bozen die Vorstellung des Buches „Pathos, Psychose, Pathologie (Der weibliche Wahnsinn zwischen Anstößigkeit und Verleugnung)“ statt. Herausgegeben wurde das Buch von Eva Bertolizza, Martina Gitzl und Michaela Palber, erschienen im Wiener Frauenverlag im September 1994. Im Juni 1993 fand in Innsbruck im Frauersymposium mit dem gleichnamigen Titel statt. Die Beiträge und Diskussionen sind in diesem

Buch aufgenommen und fortgesetzt worden. Michaela Palber und Eva Bertolizza erläuterten die Entstehungsgeschichte zu diesem Buch, die intensive Arbeit, Probleme und Schwierigkeiten, die damit verbunden waren. Anschließend steckten sie den inhaltlichen Rahmen der Auseinandersetzung im Buch ab und lasen einige Textpassagen vor.

Dieser Skafest enthält übrigens eine Rezension des Buches „Pathos, Psychose, Pathologie“

Quale informazione nell'epoca di Berlusconi?

Lunedì 10 aprile l'ASUS/SH ha promosso con altre associazioni cittadine una serata sulla libertà di informazione in Italia. L'incontro si è tenuto presso la libreria Kolibri e vi hanno preso parte il capo redattore del *Manifesto* Sandro Medici, Florian Kronbichler di *FF*, Hans Karl Peterlini del *Südtiroler Profil*, e Toni Visentini dell'agenzia *ANSA*. Il titolo della serata era "informazione e democrazia nell'epoca di Berlusconi"; un titolo provocatorio che voleva evidenziare l'anomala situazione in cui versa il panorama informativo italiano dove i grandi mezzi di comunicazione sono controllati da pochi "padroni".

L'Italia è l'unico paese occidentale dove esiste un duopolio che ha concentrato tutte le televisioni nazionali nelle mani di due soli soggetti, quello pubblico e quello privato, e dove i "grandi giornali" appartengono alla grande industria. Per non parlare del mercato della pubblicità controllato dalle concessionarie legate ai due colossi televisivi che, tenendo i prezzi estremamente bassi, tagliano fuori le piccole e medie emittenti e gli stessi giornali. Un'eccezione è sicuramente rappresentata dal *Manifesto*, un quotidiano con 25 anni di storia alle spalle e con circa novantamila copie vendute ogni giorno. Sandro Medici, già direttore del giornale, è venuto a Bolzano anche per presentare il riassetto gestionale della testata. È noto che il *Manifesto* si è trasformato in una società per azioni ed ha avviato in tutta Italia una campagna di sottoscrizioni.

In questo modo il "quotidiano comunista" cerca di costituire un fondo finanziario cospicuo che gli consenta di poter fare quegli investimenti necessari per stare sul mercato editoriale senza rinunciare alla propria indipendenza e cercando di contenere l'indebitamento. Contenere i debiti è infatti un presupposto fondamentale per la sopravvivenza di un'impresa d'informazione. Recentemente il quotidiano *La Voce* fondato da Indro Montanelli giusto un anno fa, si è trovato ad un passo dalla chiusura sia per pro-

blemi finanziari che per un effettivo boicottaggio del proprietario della tipografia che stampa il giornale, candidato per il polo della libertà alle elezioni regionali del 23 aprile. Ricordiamo che Montanelli aveva abbandonato *Il Giornale*, da lui stesso fondato negli anni settanta, per un contrasto durissimo con il suo editore Paolo Berlusconi, fratello di Silvio, cui aveva ceduto la testata qualche tempo prima.

È proprio questo è stato il punto di partenza della discussione: È possibile in Italia dar vita ad una iniziativa editoriale autonoma, capace di stare sul mercato con le proprie gambe? Secondo Sandro Medici oggi gli spazi sono estremamente ristretti e l'iniziativa di trasformarsi in Spa, coinvolgendo i lettori nella gestione del giornale, vuole essere un tentativo in questo senso.

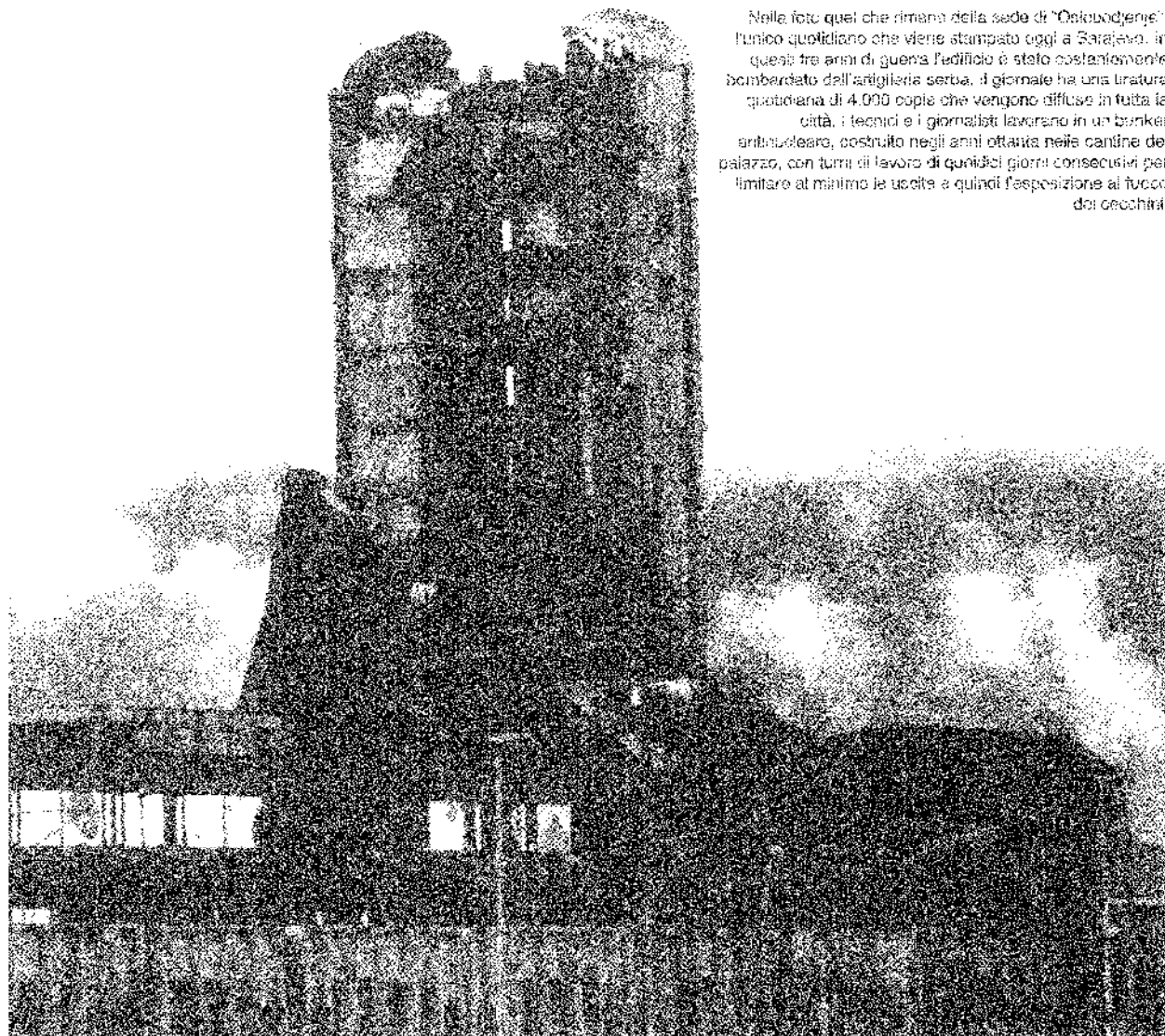


dalla chiusura sia per pro-

Tre anni di guerra nel silenzio dell'Europa, Abdulah Sidran a Bolzano

Ascoltate
come piange la Ragazza:
"Morte, non mi prendere!"
Abdulah Sidran

Venerdì 24 marzo era presente a Bolzano – su invito dell'Associazione Artisti Senza Frontiere, dell'ASUS/SH e di Radio Tandem – lo scrittore bosniaco ABDULAH SIDRAN, uno dei massimi esponenti della letteratura contemporanea, per presentare il suo ultimo libro *La bara di Sarajevo*. Nato nel 1941 in un villaggio alle porte di Sarajevo, città dove attualmente risiede, Abdulah Sidran è molto noto in Europa, sia per la sua attività di scrittore (*Ossso e carne*, *La raccolta di Sarajevo*), sia come sceneggiatore di due film passati alla storia del cinema jugoslavo, *Papè è in viaggio di affari* e *Ti ricordi di Baby Doll?*, nati dal sodalizio con il regista Emir Kusturica. Il libro *La Bara di Sarajevo (1992-1995)* è una raccolta di poesie che illustrano la tragedia della città martoriata e dei suoi abitanti. In questi giorni ricorre il terzo anno dall'inizio della guerra nella ex-Jugoslavia e questo libro assume un particolare significato di testimonianza e di monito per un'Europa rimasta sorda e immobile di fronte alla distruzione della Bosnia-Erzegovina multietnica e multiculturale. In tre anni di guerra i morti sono stati più di duecentomila, oltre due milioni i profughi. Intere città sono state rase al suolo, migliaia di persone sono state rinchiusi nei campi di concentramento. Distrutte le moschee, distrutti i villaggi secolari. Distrutta ogni presenza dell'altro ... Dopo cinquant'anni, in Europa, è ritornato il fantasma della "pulizia etnica".



Nella foto: quel che rimane della sede di "Oslobodjenje", l'unico quotidiano che viene stampato oggi a Sarajevo. In questi tre anni di guerra l'edificio è stato costantemente bombardato dall'artiglieria serba. Il giornale ha una tiratura quotidiana di 4.000 copie che vengono diffuse in tutta la città. I tecnici e i giornalisti lavorano in un bunker antinucleare, costruito negli anni ottanta nelle cantine del palazzo, con turni di lavoro di quindici giorni consecutivi per limitare al minimo le uccise e quindi l'esposizione al fuoco dei cecchini.